

## Diskussion und Buchbesprechungen

*Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 35 (1986) 2, S. 64-76

urn:nbn:de:bsz-psydok-31514

Erstveröffentlichung bei:

**Vandenhoeck & Ruprecht** WISSENSWERTE SEIT 1735

<http://www.v-r.de/de/>

### Nutzungsbedingungen

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Kontakt:

#### **PsyDok**

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek  
Universität des Saarlandes,  
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: [psydok@sulb.uni-saarland.de](mailto:psydok@sulb.uni-saarland.de)  
Internet: [psydok.sulb.uni-saarland.de/](http://psydok.sulb.uni-saarland.de/)

## INHALT

### Aus Praxis und Forschung

<i>Bartoszyk, J., Nickel, H.:</i> Teilnahme von Vätern an Säuglingspflegekursen und ihr Betreuungsverhalten in den ersten Lebenswochen des Kindes (Father's Participation in Infant Caretaking Courses and Paternal Caretaking Behavior in the First Weeks of Life) . . . . .	254	<i>Reich, G., Bauers, B., Adam, D.:</i> Zur Familiendynamik von Scheidungen: Eine Untersuchung im mehrgenerationalen Kontext (The Family Dynamics of Divorce: an Investigation in the Multigenerational Context) . . .	42
<i>Bauers, B., Reich, G., Adam, D.:</i> Scheidungsfamilien: Die Situation der Kinder und die familientherapeutische Behandlung (The Situation of the Children and the Family Therapy in Families of Divorce) . . . . .	90	<i>Rossel, E., Steffens, W., König, R.:</i> Entwickeln adipöse Kinder eine geringere Leistungsmotivation? (Do Obese Children Develop a Low Need for Achievement?) . . . . .	164
<i>Biermann, G., Kos-Robes, M.:</i> Die Zeichentest-Batterie (The Drawing Test Battery) . . . . .	214	<i>Sarimski, K.:</i> Untersuchungen zur Entwicklung der sensorimotorischen Intelligenz bei gesunden und behinderten Kindern (Studies of Sensorimotor Development in Normal and Retarded Children) . . . . .	16
<i>Boehnke, K.:</i> Probleme der Intelligenzmessung bei Kindern mit dem HAWIK-R (Problems of the Measurement of Intelligence in Children by Means of the HAWIK-R) . . . . .	34	<i>Schechter, D.E.:</i> Bemerkungen zur Entwicklung der Kreativität (Notes on the Development of Creativity) . . .	21
<i>Dittmann, R.W., Kröning-Hammer, A.:</i> Interkulturelle Konflikte bei 10-18jährigen Mädchen türkischer Herkunft (Intercultural Conflicts in 10 to 18 Years Old Girls of Turkish Origin) . . . . .	170	<i>Schütze, Y.:</i> Der Verlauf der Geschwisterbeziehung während der ersten beiden Jahre (The Course of Sibling Relationship During the First Two Years) . . . . .	130
<i>Fischer, G.:</i> Die Beziehung des Kindes zur gegenständlichen und personalen Welt (The Child's Object-Directed and Interpersonal Relations) . . . . .	2	<i>Streeck-Fischer, A.:</i> „Rahmensetzende“ und „bündnisbildende“ therapeutische Funktionen in der klinischen Psychotherapie von Kindern und Jugendlichen („Guiding“ and „Alliance Forming“ Therapeutic Functions in Clinical Psychotherapy with Children and Adolescents) . . . . .	50
<i>Göres, H.G., Göting, S.:</i> Überleitung einer Therapiegruppe mit Jugendlichen in eine Selbsthilfegruppe (Transfer of a Therapy-group for Adolescents into a Self-help-group) . . . . .	177	<i>Süssenbacher, G.:</i> Hilfreicher Dialog als strukturelles Problem: Zur Übereinstimmung von Metapher und Affekt – Erörterung am Beispiel einer Märchen-Kurztherapie von Enkopresis (Helpful Dialogue as Structural Problems: About Correspondence of Metaphor with Affection – Discussion on the Illustration of a Fairy-Tale-Brief-Treatment of Encopresis) . . . . .	137
<i>Gruen, A., Prekop, J.:</i> Das Festhalten und die Problematik der Bindung im Autismus: Theoretische Betrachtungen (Holding and Attachment in Autism: Theoretical Considerations) . . . . .	248	<i>Wiesse, J.:</i> Über die Angst in der Psychotherapie von Jugendlichen (Anxiety in the Psychotherapy of Adolescents) . . . . .	87
<i>Gutezeit, G., Marake, J., Wagner, J.:</i> Zum Einfluß des Körperidealbildes auf die Selbsteinschätzung des realen Körperbildes im Kindes- und Jugendalter (The Influence of Ideal Body Images on the Assessment of Real Body Image in Children and Juveniles) . . . . .	207	<i>Wirsching, M.:</i> Krankheit und Familie – Zur Entwicklung einer beziehungs-dynamischen Sicht in der Psychosomatik (Illness and the Family – Towards a System's Perspective in Psychosomatic Medicine) . . . . .	118
<i>Hartmann, H.:</i> Aufmerksamkeits-Interaktions-Therapie mit psychotischen Kindern (Attention-Interaction-Therapy with Psychotic Children) . . . . .	242		
<i>Hobrucker, B.:</i> Eine Verlaufsanalyse heilpädagogischer Probleme in kinderpsychiatrischen Langzeitbehandlungen (A Process Analysis of Problems in Special Education during Residential Child Psychiatric Treatment) . . . . .	82	<b>Pädagogik und Jugendhilfe</b>	
<i>Klosinski, G.:</i> Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung delinquenten Verhaltens (The Significance of the Father for the Development of delinquent Behavior) . . .	123	<i>Bourgeon, M.:</i> Beratungsarbeit mit Familien von Verfolgten aus der NS-Zeit (Experiences in Counseling with Families of Victims of the Holocaust) . . . . .	222
<i>Knölker, U.:</i> Psychotherapie bei Colitis ulcerosa in der Adoleszenz (About Psychotherapy of Colitis ulcerosa in Adolescence) . . . . .	8	<i>Hartmann, K.:</i> Das Problem der Intervention in der Rehabilitation (The Problem of Intervention in Rehabilitation) . . . . .	146
<i>Krampen, G.:</i> Zur Verarbeitung schlechter Noten bei Schülern (Stress and Coping with Grades in Schols) . .	200	<i>Hoffmeyer, O., Hils, J.:</i> Offene Spielgruppe in der Jugendpsychiatrie (Open Playgroups in Adolescent Psychiatry) . . . . .	261
<i>Ossowsky, G.:</i> Zur Anorexia nervosa im Kindes- und Jugendalter – Behandlungsplan und Katamnese (In Addition to Anorexia Nervosa in Early Adolescence – Treatment and Catamnestic Investigation) . . . . .	56	<i>Hubbertz, K.P.:</i> Prävention in ländlichen Erziehungsberatungsstellen (Prevention in Rural Welfarecentres for Familycounseling) . . . . .	96
		<i>Hüffner, U., Mayr, T.:</i> Integrative Körpertherapie – eine Integrationshilfe bei der gemeinsamen Förderung behinderter und nichtbehinderter Kinder im Kindergarten? (Integrative Body Therapy – Can it Support Integration in Joint Furthering of Handicapped and Non-Handicapped Children in Kindergarten?) . . . . .	184

Familientherapie

*Austermann, W., Reinhard, H. G.:* Ein Fürsorgegutachten als systematisch-familientherapeutische Intervention (An Expert in Child Welfare as a Systemic-Family Therapeutic Intervention) . . . . . 302

*Buchholz, M. B.:* Schachspieler, Gast vom fremden Stern, Kapitän auf dem großen Fluß, Freud und Bateson – Zur Kontroverse zwischen Psychoanalyse und Systemtheorie (Chessplayer, Guest from a distant Star, the Great River's Captain, Freud and Bateson – A Contribution to the Controversy between Psychoanalysis and Systemic Theory) . . . . . 274

*Heekerens, H. P.:* Zehn Jahre Familientherapie in Erziehungsberatungsstellen – Entwicklung und Fehlentwicklung (Ten Years Family Therapy in Child Guidance) . . . . . 294

*Müssig, R.:* Familientypologie – Ein holistisches Klassifikationsschema auf der Basis von Gestaltwahrnehmung, Humantheologie, Systemtheorie und Psychoanalyse (Family Typology – A Holistic Classification Scheme Based on Gestalt Conception, Human Ehtology, System Theory und Psychoanalytical Theory) . . 283

*Rückert-Embsen-Jonasch, I. u. a.:* Familientherapeuten erleben ihre Herkunftsfamilie (Family Therapists Experience Their Families of Origin) . . . . . 305

Tagungsberichte

Bericht über den 11. Internationalen Kongreß der International Association for Child and Adolescent Psychiatry and Allied Professions . . . . . 312

Ehrungen

Hedwig Wallis zum 65. Geburtstag . . . . . 150

Buchbesprechungen

*Armstrong, L.:* Kiss Daddy Good Night. Aussprache über Inzest . . . . . 151

*Baumann, U. (Hrsg.):* Psychotherapie: Makro/Mikroperspektive . . . . . 155

*Beland, H. u. a. (Hrsg.):* Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 16 . . . . . 27

*Belz, H., Muthmann, Ch.:* Trainingskurse mit Randgruppen . . . . . 26

*Berger, E., Friedrich, H. M., Schuch, B.:* Verhaltensbeurteilung bei Kindern und Jugendlichen . . . . . 104

*Bettelheim, B.:* So können sie nicht leben . . . . . 25

*Biber, B.:* Early Education and Psychological Development . . . . . 156

*Bleidick, U. (Hrsg.):* Theorie der Behindertenpädagogik . 106

*Boczkowski, K.:* Geschlechtsanomalien des Menschen . . 266

*Bös, K., Mechling, H.:* Bilder-Angst-Test für Bewegungssituationen . . . . . 106

*Brainerd, Ch. J., Pressley, M. (Hrsg.):* Basic Processes in Memory Development. Progress in Cognitive Development Research . . . . . 111

*Brakhoff, J. (Hrsg.):* Eßstörungen – ambulante und stationäre Behandlung . . . . . 108

*Brand, M.:* Erziehungsberatung im Spannungsfeld von Familie und Schule . . . . . 157

*Brandstädter, J., Gräser, H. (Hrsg.):* Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebensspanne . . . . . 192

*Briel, R., Mörsberger, H.:* Kinder brauchen Horte . . . . . 75

*Bruder-Bezzel, A., Bruder, K. J.:* Jugend: Psychologie einer Kultur . . . . . 153

*Brunner, E. J.:* Grundlagen der Familientherapie. Systematische Theorie und Methodologie . . . . . 268

*Bundschuh, K.:* Dimensionen der Förderdiagnostik bei Kindern mit Lern-, Verhaltens- und Entwicklungsproblemen . . . . . 231

*Burkhardt, H., Krech, R.:* Aggression und geistige Behinderung . . . . . 76

*Dietrich, G.:* Erziehungsvorstellungen von Eltern . . . . 234

*Eberlein, G.:* Autogenes Training für Kinder . . . . . 318

*Eggers, Ch. (Hrsg.):* Emotionalität und Motivation im Kindes- und Jugendalter . . . . . 156

*Eichseder, W.:* Unkonzentriert – Hilfen für hyperaktive Kinder und ihre Eltern . . . . . 73

*Eiser, Ch.:* The Psychology of Childhood Illness . . . . . 318

*Fleischer-Peter, A., Scholz, U.:* Psychologie und Psychosomatik in der Kieferorthopädie . . . . . 320

*Freinet, E.:* Erziehung ohne Zwang . . . . . 25

*Frey, D., Irle, M. (Hrsg.):* Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien . . . . . 267

*Fromm, E.:* Psychoanalyse und Religion . . . . . 155

*Fthenakis, W. E.:* Väter (Bd. I und II) . . . . . 315

*Fuchs, M.:* Funktionelle Entspannung in der Kinderpsychotherapie . . . . . 72

*Füssenich, I., Gläß, B.:* Dysgrammatismus . . . . . 191

*Göppner, H. J.:* Hilfe durch Kommunikation in Erziehung, Therapie, Beratung . . . . . 103

*Haubl, R., Peltzer, U.:* Veränderung und Sozialisation . . 158

*Heil, G.:* Erziehung zur Sinnfindungshaltung – eine Antwort der Lernbehindertenpädagogik . . . . . 26

*Hennig, C., Knödler, U.:* Problemschüler – Problemfamilien . . . . . 232

*Jüttemann, G. (Hrsg.):* Die Geschichtlichkeit des Seelischen . . . . . 319

*Krähenbühl, V. u. a.:* Stieffamilien. Struktur – Entwicklung – Therapie . . . . . 267

*Kleine-Moritz, G.:* Der gegenwärtige Stand des Rechts-Links-Problems . . . . . 265

*Klicpera, Ch.:* Leistungsprofile von Kindern mit spezifischen Lese- und Rechtschreibschwierigkeiten . . . . . 316

*Krech, D. u. a.:* Grundlagen der Psychologie (Bd. I-VIII) . 104

*Langenmayr, A., Prümel, U.:* Analyse biographischer Daten von Multiple Sklerose-Kranken . . . . . 92

*Liepman, D., Stiksrud, A. (Hrsg.):* Entwicklungsaufgaben und Bewältigungsprobleme in der Adoleszenz . . . . . 234

*Marx, H.:* Aufmerksamkeitsverhalten und Leseschwierigkeiten . . . . . 104

*Mehringer, A.:* Verlassene Kinder . . . . . 73

*Meyer, W. U.:* Das Konzept der eigenen Begabung . . . . 28

<i>Morgan, S. R.</i> : Children in Crisis. A Team Approach in the Schools . . . . .	71	<i>Schulte, F. J., Spranger, J.</i> (Hrsg.): Lehrbuch der Kinderheilkunde . . . . .	317
<i>Musselwhite, C. R.</i> : Adaptive Play for special Needs Children . . . . .	317	<i>Schwabe-Höllein, M.</i> : Hintergrundanalysen zur Kinderkriminalität . . . . .	230
<i>Nickolai, W. u. a.</i> : Sozialpädagogik im Jugendstrafvollzug . . . . .	229	<i>Shepherd, M.</i> (Hrsg.): Psychiater über Psychiatrie . . . . .	319
<i>Nissen, G.</i> (Hrsg.): Psychiatrie des Pubertätsalters . . . . .	108	<i>Solnit, A. J. u. a.</i> (Hrsg.): The Psychoanalytic Study of the Child (Vol. 39) . . . . .	110
<i>Oswald, G., Müllensiefen, D.</i> : Psycho-soziale Familienberatung . . . . .	190	<i>Spreen, O. u. a.</i> (Hrsg.): Human-Developmental Neuropsychology . . . . .	27
<i>Páramo-Ortega, R.</i> : Das Unbehagen an der Kultur . . . . .	109	<i>Stein, A., Stein, H.</i> : Kreativität. Psychoanalytische und philosophische Aspekte . . . . .	233
<i>Perrez, M. u. a.</i> : Erziehungspsychologische Beratung und Intervention . . . . .	229	<i>Textor, M. E.</i> : Integrative Familientherapie . . . . .	317
<i>Petermann, F.</i> : Psychologie des Vertrauens . . . . .	266	<i>Thommen, B.</i> : Alltagspsychologie von Lehrern über verhaltensauffällige Schüler . . . . .	191
<i>Petermann, U.</i> : Kinder und Jugendliche besser verstehen . . . . .	102	<i>Tobler, R., Grond, J.</i> (Hrsg.): Früherkennung und Früherziehung behinderter Kinder . . . . .	103
<i>Quitmann, H.</i> : Humanistische Psychologie . . . . .	108	<i>Wiedl, K. H.</i> (Hrsg.): Rehabilitationspsychologie: Grundlagen, Aufgabenfelder, Entwicklungsperspektiven . . . . .	314
<i>Rahn, H.</i> : Talente finden – Talente fördern . . . . .	74	<i>Wiegand, B.</i> : Ich habe mich nicht gemalt, weil ich nicht zur Familie gehöre – eine Kindertherapie . . . . .	193
<i>Remschmidt, H., Schmidt, M. H.</i> (Hrsg.): Kinder- und Jugendpsychiatrie in Klinik und Praxis (Bd. II) . . . . .	235	<i>Ylvisaker, M.</i> (Hrsg.): Head Injury Rehabilitation: Children and Adolescents . . . . .	110
<i>Remschmidt, H., Schmidt, M. H.</i> (Hrsg.): Kinder- und Jugendpsychiatrie in Klinik und Praxis (Bd. III) . . . . .	268		
<i>Remschmidt, H., Schmidt, M. H.</i> (Hrsg.): Therapieevaluation in der Kinder- und Jugendpsychiatrie . . . . .	320	<b>Autoren der Hefte:</b> 24, 64, 102, 150, 189, 228, 265, 314	
<i>Riedl, I.</i> : Tabu im Märchen . . . . .	265	<b>Diskussion/Leserbriefe:</b> 24, 64	
<i>Rotthaus, W.</i> (Hrsg.): Psychotherapie mit Jugendlichen . . . . .	232	<b>Tagungskalender:</b> 29, 77, 112, 159, 193, 236, 269, 321	
<i>Rudnick, M.</i> : Behinderte im Nationalsozialismus . . . . .	235	<b>Mitteilungen:</b> 30, 78, 112, 160, 194, 237, 270, 322	
<i>Rudolf, G. A., Tölle, R.</i> (Hrsg.): Prävention in der Psychiatrie . . . . .	111		
<i>Sedlmayr-Länger, E.</i> : Klassifikation von Klinischen Ängsten . . . . .	105		
<i>Scherer, K. R. u. a.</i> : Die Streßreaktion – Physiologie und Verhalten . . . . .	231		
<i>Schmidt, H. D., Schneeweiß, B.</i> (Hrsg.): Schritt um Schritt. Die Entwicklung des Kindes bis ins 7. Lebensjahr . . . . .	316		

---

## *Diskussion / Leserbriefe*

---

*Cécile Ernst/Nikolaus von Luckner: Stellt die Frühkindheit die Weichen? Eine Kritik an der Lehre von der schicksalhaften Bedeutung erster Erlebnisse. Stuttgart: Enke, 1985*

Die in diesem Buch vorgelegten Ergebnisse und Schlußfolgerungen sind für die psychosoziale Theorie und Praxis brisant. Wir veröffentlichen deshalb eine Würdigung und den daraus folgenden Briefwechsel zwischen Prof. Dr. Reinhart Lempp (Abt. Kinder- und Jugendpsychiatrie, Tübingen) und der Autorin Dr. Dr. Cécile Ernst (Psychiatrische Klinik, Zürich), in denen nicht nur strittige Fragen diskutiert werden, sondern auch grundlegende wissenschaftstheoretische Probleme zur Sprache kommen.

Sehr geehrte Frau Ernst!

Sie haben mir mit einem freundlichen Gruß Ihr zusammen mit Nikolaus von Luckner herausgegebenes Buch „Stellt die Frühkindheit die Weichen?“ übersandt mit der Hoffnung, daß

es mein Interesse finde. Dieses Interesse war ihm sicher. Haben Sie herzlichen Dank dafür.

Zunächst einmal darf ich Ihnen meine Anerkennung und Bewunderung über dieses Werk und die ihm zugrundeliegende außerordentlich sorgfältige, fleißige und gründliche Arbeit aussprechen. Auch Ihren Mut möchte ich bewundern, mit dem Sie daran gingen heilige Kühe der Kinderpsychiatrie und Kinderpsychologie zu schlachten. Es kann kein Zweifel sein, es waren einige von diesen Kühen dafür reif. Dennoch werden Sie von mir nicht nur Zustimmung erwartet haben, sondern auch Kritik und diese möchte ich Ihnen nicht vorenthalten:

Zunächst einmal meine ich, daß Sie auf weite Strecken offene Türen eingerannt haben, denn an die Nach- und Spätwirkung einmaliger traumatischer Erlebnisse glaubt man doch in der Kinder- und Jugendpsychiatrie schon lange nicht mehr, wohl auch die treuesten Freudianer nicht mehr. Daß demgegenüber die sequentielle Traumatisierung und die längerfristig einwirkende negative Umwelt diese Wirkungen hervorrufen, davon geht man ja heute ganz allgemein aus.

Bevor ich aber auf einzelne kritische Punkte, wenigstens exemplarisch eingehe, scheint mir eine grundsätzliche Stellungnahme notwendig. Herr Professor J. Angst schreibt in seinem Vorwort, daß es sich einmal mehr erwiesen habe, wie irrefüh-

rend das Bedürfnis des Menschen nach monokausalen Erklärungen seiner eigenen Entwicklung sei. Das ist unbestreitbar richtig, wie sicher jede Monokausalität in der Psychologie und Psychiatrie falsch sind. Nur habe ich den Eindruck, daß sie der Gefahr einer negativen Monokausalität nicht ganz entgangen sind. Sowenig wie man von einem Faktor sagen kann, er ist allein und entscheidend für eine bestimmte Folge ursächlich, so wenig darf man natürlich auch umgekehrt sagen, ein bestimmter Faktor ist ursächlich *nicht* bedeutsam. Hier habe ich ganz grundsätzliche Einwendungen, mit Hilfe statistischer Methoden in der Psychiatrie und Psychologie eine Ursachenforschung zu betreiben. Abgesehen davon, daß die Signifikanzgrenzen ja aus dem naturwissenschaftlichen Bereich übernommene willkürliche Setzungen sind, die aus der Physik und Chemie, wo linearkausale Beziehungen die Regel sind, übernommen sind, vermag die Feststellung einer fehlenden Signifikanz eines hypothetischen Zusammenhangs ja in keinem Fall zu beweisen, daß ein Zusammenhang nicht doch vorliege, er war nur mit der angegebenen Methode nicht nachzuweisen.

Ich kann dies an einem Beispiel deutlich machen: Sie haben auf Seite 70/71 die Arbeit von *Keppler* u.a. zitiert, die ja aus meiner Abteilung stammt und dabei zur Frage, ob eine frühe Trennung von der Mutter die Wahrscheinlichkeit einer späteren schizophrenen Erkrankung erhöhte als von *Keppler* verneint zitiert. Tatsächlich ergaben sich in der Untersuchung beim Vergleich der schizophrenen Probanden mit der Kontrolle in der Anamnese – bei allerdings kleinen Zahlen – ein zahlenmäßig deutliches Übergewicht der schizophrenen Probanden bei den Fragen „Fremdbetreuung im ersten Lebensjahr“, „Fremdbetreuung im 2. bis 5. Lebensjahr“ und „Wechsel der Familiensituation durch Scheidung oder Tod eines Elternteils“. Nur eben waren die Zahlen, da es sich insgesamt jeweils nur um 50 Fälle gehandelt hat, eben nach den Gesetzen der Statistik nicht signifikant. Aber das heißt doch nicht, daß man verneinen könne, daß eine frühe Trennung von der Mutter, die ja mit der Betreuung durch fremde Personen verbunden ist, die Wahrscheinlichkeit einer späteren schizophrenen Erkrankung *nicht* erhöhen. Man kann doch lediglich sagen, es spricht für eine solche Wahrscheinlichkeit manches, nur beweisen läßt es sich nicht sicher.

Die statistische Methode scheint mir für die Ursachenforschung in Psychologie und Psychiatrie deswegen unzureichend zu sein, weil sie immer nur eine bestimmte Variable herausgreift und diese mit dem erfragten Symptom korreliert, dabei aber die unzähligen und prinzipiell gar nicht erfäßbaren zusätzlich wirkenden Variablen außer acht lassen muß.

Sie stellen fest, daß auch schwerst deprivierte Kleinkinder später eine Entwicklung ohne große Auffälligkeiten zeigen können (Seite 151) und daß auch nach Frühdeprivation eine normale intellektuelle Entwicklung *möglich ist* (Seite 94). Daß eine normale Entwicklung nach solcher Frühdeprivation möglich ist, wird kein nüchterner Kliniker bestreiten, nur ist das Risiko einer abnormen Entwicklung sicher größer. Sie weisen mit Recht – und das deckt sich auch mit unseren Erfahrungen und Untersuchungen – darauf hin, daß ungünstige soziale Verhältnisse oder anhaltender Streit in der Familie eine wesentliche negative Wirkung haben. Aber auch dies ist nur ein statistisches Ergebnis. Auch nach ungünstiger sozialer Entwicklung und interfamiliärem Streit *kann* das eine oder andere Kind sich relativ unauffällig entwickeln. Deswegen kann man aber weder von der frühen Deprivation, noch von der späteren sozialen Situation behaupten, daß sie *keine* relevante Bedeutung haben.

Den Bedeutungsgrad eines Faktors allein an der statistisch signifikanten Nachweisbarkeit abzulesen und die stets mitwirkenden bekannten und unbekannten Variablen unberücksichtigt

zu lassen, muß meines Erachtens immer ein unvollständiges und einseitiges Bild ergeben.

(Dies habe ich übrigens auch an Ihrem sonst außerordentlich wichtigen und bewundernswerten Buch, das Sie mit Frau Angst herausgegeben haben, „Birth Order“, auszusetzen: Es ist für den Kliniker und für jeden, der sich aufmerksam in der eigenen und fremden Familie orientiert, gar keine Frage, daß die Stellung in der Geschwisterreihe, in der ein Kind aufwächst, nicht ohne Bedeutung für seine persönliche Entwicklung ist. Nur wenn man dies in großen Zahlen zusammenfaßt, dann muß sich das zwangsläufig bei der ungeheuren Variabilität der zusätzlichen Faktoren im Ergebnis auf Null hin bewegen).

Ich habe schon vor vielen Jahren, im Jahre 1967 in einer Arbeit gemeinsam mit *H. Wacker* über die Bewertung anamnestischer und katamnestischer Untersuchungen geschrieben (Jahrbuch für Jugendpsychiatrie und ihre Grenzgebiete. *H. Stutte* (Hrsg.) Band V, Seite 20–27) und darauf hingewiesen, daß eine Katamnese, die nur von einem einzelnen Ereignis ausgeht, zu unverbindlichen und für den Einzelfall nichtssagenden Ergebnissen kommen muß, ebenso wie die anamnestische Untersuchung, die nicht am unausgelesenen Vergleichsgut mißt, nur Hinweise und keine Beweise geben kann.

Kritisch sehe ich auch Ihre Feststellung, (Seite 77) daß das Neugeborene und der junge Säugling zunächst noch keine „Nähe stiften“ könne. Die Untersuchungen von *Papoušek* weisen doch auf eine sehr frühe Aktivität des Neugeborenen hin. Er zeigte auch, daß es sehr rasch zur Wechselbeziehung zwischen Kind und Eltern kommen kann. Natürlich *muß* es nicht dazu kommen. Wir kennen ja Volksstämme, die ihre Kinder das ganze 1. Lebensjahr im schwarzen Sack mit sich herumtragen und deren psychomotorische Entwicklung unterscheidet sich nach wenigen Jahren nicht mehr von den unter den bei uns üblichen Verhältnissen aufgewachsenen Kindern. (*Brazzelton u.a. Pediatrics*, vol. 44, 1969). Ich gebe Ihnen also durchaus recht, wenn Sie in Ihrem Buch die Zwangsläufigkeit einer negativen Entwicklung in Frage stellen und relativieren, ich fürchte allerdings, Sie sind dabei ein wenig über das Ziel hinausgeschossen und laufen zumindest Gefahr so interpretiert zu werden, als ob diese frühkindlichen Bedingungen des 1. Lebensjahres nun überhaupt keine Bedeutung für die spätere Entwicklung eines Kindes haben. Soweit Sie dabei die früher zu Unrecht belasteten und für alles verantwortlich gemachten Mütter entlasten, haben Sie sicher ein gutes Werk getan. Aber davon war man auch schon seit einiger Zeit abgekommen. Für ein wenig gefährlich halte ich Ihre Stellungnahme (Seite 94), daß „lange im Heim verbleibende Kinder mit großer Wahrscheinlichkeit familiär belastet sind und von Adoptiveltern aufgenommen werden, die relativ ungünstige Bedingungen bieten“. Diese Feststellung stützt sich auf einige wenige Arbeiten. Die Adoptionsgewohnheiten und die dabei von den Adoptionsvermittlungsstellen angewandten Strategien haben sich nicht nur im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr stark geändert, sie sind auch von Land zu Land ja von Region zu Region außerordentlich verschieden, so daß hier kaum eine Untersuchung verallgemeinerte Feststellungen zuläßt, umgekehrt allerdings auch nicht.

Im übrigen stimme ich Ihnen gerne zu, daß die intellektuelle Entwicklung durch frühe Deprivation kaum beeinträchtigt wird. Ich habe ja in meinem Buch über Extrembelastungen im Kindes- und Jugendalter (Huber, Bern 1979) zeigen können, daß die wenigen jüdischen Kinder, die nach extremster Frühdeprivation im Krieg zwar schwere charakteristische emotionale Schädigungen erlitten haben, aber keine intellektuellen.

Widersprechen muß ich schließlich Ihrer Feststellung unter Punkt 5 (Seite 152), daß eine unter günstigen Bedingungen verlaufene frühe Kindheit vor späteren psychischen Schwierigkei-

ten nicht schützen könne. Natürlich kann sie keine Garantie gegen spätere Fehlentwicklungen geben, weil diese von noch unbekannten das einzelne Individuum treffende Gegebenheiten beeinflusst werden kann. Daß aber ein Kind, das eine günstige frühe Kindheit durchlaufen hat, eine bessere Ausgangsposition hat als ein Kind, das früh depriviert ist, das wird keine noch so gründliche statistische Untersuchung der Erfahrung eines Klinikers ausreden können. Gerade die Symptome der Distanzstörung, die sicher nicht nur durch frühe Deprivation entstehen können (sondern z.B. auch durch eine frühkindliche Hirnschädigung leichten Grades) führen, stellt man sie beim größeren Kind oder Jugendlichen fest, bemerkenswert häufig auf solche frühe Trennungen, etwa durch Krankenhausaufenthalt usw.

Ihre Schlußfolgerung in den sozialen und ethischen Konsequenzen (Seite 176) stimme ich gerne zu. Darin nehmen Sie aber einen großen Teil dessen wieder zurück, was sie vorher geschrieben haben. Die hypothetische Vorstellung, daß ein Kind mit unterschiedlicher konstitutioneller Vulnerabilität vom ersten Moment seines Lebens an positive und negative Erfahrungen sammelt und daß aus der Summe dieser Faktoren dann sein Verhalten und seine Entwicklung resultiert, scheint mir einleuchtend und auch in der Klinik durchaus zu bestätigen. Innerhalb dieser Faktoren kann aber im Einzelfall auch eine frühe Deprivation einen später vielleicht entscheidenden negativen Faktor abgeben. Da wir im Hinblick auf die unvermeidbaren negativen Faktoren alle Vermeidbaren auch vermeiden sollen, daraus ergibt sich meines Erachtens auch das von Ihnen ja nicht bestrittene Verdienst von *Spitz*, *Bowlby* und *Goldfarb*. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß falsche Interpretationen zu richtigen Konsequenzen geführt hätten, etwa in der Form, daß inzwischen die Säuglingsheime aufgelöst wurden. Es wäre eine fatale Folge Ihrer Arbeit, man würde die Säuglingsheime nun wieder mit ruhigem Gewissen einführen und einen vermeidbaren negativen Entwicklungsfaktor, nur weil er sich statistisch in der großen Zahl nicht nachweisen läßt, nicht mehr vermeiden. Die von der exakten Naturwissenschaft übernommenen statistischen Auswertungsmethoden haben leider dazu geführt, daß nun keine solchen „falschen“ Theorien mehr geäußert werden, wie von *Spitz*, *Bowlby* und *Goldfarb*. Das wird aber zwangsläufig dazu führen, daß auch keine richtigen Konsequenzen mehr gezogen werden. Das hat sich, so meine ich, in der psychiatrischen Ursachenforschung schon längst durch eine jahrzehntelange Stagnation bestätigt.

Sie sehen, Sie haben mich mit Ihrem Buch sehr angeregt und damit vielleicht auch darüber hinaus eine wichtige Diskussion in Gang gebracht. Dafür ist Ihnen der Dank aller Interessierten gewiß.

Mit vorzüglicher, kollegialer Hochachtung

bin ich Ihr

Professor Dr. R. Lempp

Zum besseren Verständnis des Zusammenhanges der sich anschließenden Diskussion sind die Themenschwerpunkte aus den aufeinanderfolgenden Briefen hier inhaltlich geordnet.

1. *An einmalige traumatische Erlebnisse glaubt man in der Kinder- und Jugendpsychiatrie schon lange nicht mehr. (Lempp)*

Ernst:

Deprivation hat den Aspekt von „Trennung“ und nachherigem „Getrenntsein“. Der Ausdruck „Trauma“ bezieht sich auf

den Aspekt der *Trennung*. Die einschlägigen Autoren *Goldfarb*, *Spitz* und *Bowlby* haben diese beiden Aspekte in der Regel nicht deutlich unterschieden. Die Hypothese, daß der in der Kindheit erlebte Tod der Eltern einen Zusammenhang mit späterer Erkrankung an Depression habe, ist m.E. eine noch heute in der Psychiatrie diskutierte Form von Trauma-Theorie. Sie läßt sich auf Grund einer Sammlung empirischer Ergebnisse nicht bestätigen (s. „Frühkindheit“ S. 49 ff.). Nicht das Erlebnis des Todes ist mit späterer Depression verbunden, sondern chronischer Streit und Spannung in der Herkunftsfamilie. Ich glaube auch, daß Traumatheorien in der *populären Rezeption* der wissenschaftlichen Kinderpsychiatrie auch heute noch aktuell sind: z. B. Trennung von der Mutter als Trauma, welches das „Urvertrauen“ erschüttert. Falls die Traumatheorie so unaktuell wäre, könnte ich mir den Erfolg von *Hemmingers* Buch „Kindheit als Schicksal“, Rowohlt 1982, nicht erklären.

Lempp:

Es kann ja wohl gar keine Frage sein, daß die Trennung eines kleinen Kindes von seinen Eltern oder von einem der Eltern ein Trauma bedeutet. Dazu brauche ich keine statistischen Untersuchungen, sondern dazu muß ich nur das Verhalten eines Kindes in dieser Situation beobachten. Eine andere Frage ist natürlich, ob dieses Trauma langfristige Nachwirkungen hat. Daß dies von sehr vielen Faktoren, sowohl konstitutionellen wie peristatischen, abhängt, liegt auch außer Zweifel. Wenn es also tatsächlich bei diesem einen Trennungstrauma bleibt, dann sind die Chancen, daß es überwunden wird, recht gut. Zweifellos gibt es auch unterschiedlich vulnerable Kinder aus sehr unterschiedlichen Gründen.

In der Kinder- und Jugendpsychiatrie ist tatsächlich die „Ein-Trauma-Theorie“ zugunsten der „sequentiellen Traumen“, soweit ich sehe, weitgehend verlassen. Besonders eindrucksvoll – und auch im „wissenschaftlichen“ Sinne sehr exakt untersucht – sind ja auch die Befunde von *Hans Keilson* über „sequentielle Traumatisierung“, erschienen bei Enke.

Da man im Einzelfall nie wissen kann, ob weitere Traumen – und vielleicht auch schlechte soziale Verhältnisse – später nachkommen, halte ich es schon für gerechtfertigt, vermeidbare Traumen auch zu vermeiden. Das heißt natürlich nicht, daß man Kinder überhaupt keiner Belastung aussetzen darf. Aber die notwendigen Belastungen, die ein Kind braucht, um daran zu reifen, bekommt es im allgemeinen von selbst. Aber das ist ja auch nicht Neues.

Sie berufen sich auf *Hemminger* „Kindheit als Schicksal“. Ich kenne Herrn Hemminger persönlich recht gut. Ich habe mit ihm mehrfach darüber gesprochen und er hat auch hier in der Klinik vorgetragen. Es war alles in allem recht schwach und für Sie kein Kronzeuge, auf den Sie sich stützen sollten. Er geht vor allem von einer analytischen Theorie aus, von der sich unter den Analytikern schon längst keiner mehr angesprochen fühlt.

Ernst:

Genau diese Verhaltensanweisung (vermeidbare Traumen auch zu vermeiden, Red.) wird von *H. Hemminger* (1982, S. 259 ff.) ebenfalls gegeben. Die Frage lautet für mich: ist die Trennung von der Mutter in der Frühkindheit überhaupt ein Trauma (verstanden im klassischen Sinn als nicht zu verarbeitender, weiterwirkender negativer Umwelteinfluß auf die seelische Entwicklung)? Oder wird die seelische Entwicklung durch die anhaltend ungünstigen Situationen beeinträchtigt, welchen Kinder, welche früh von der Mutter getrennt wurden, in unserer Kultur ausgesetzt sind? Die Häufigkeit solcher Situationen zeigt sich am Schicksal der Säuglingsheimkinder in der „Frühkindheit“ ja deutlich: Pflegewechsel, Scheidung, Trennung, Stiefva-

ter, Heimerziehung. In den fünfziger Jahren war die Heimpflege eines Säuglings das Zeichen für eine äußerst prekäre soziale Situation (Fremdarbeiter, Unehelichkeit). Das Risiko der „traumatischen Sequenz“ war gegeben – aber man weiß aus der psychiatrischen Epidemiologie der Kindheit, daß die genannten Umweltsbedingungen auch dann Risikofaktoren sind, wenn *keine* Trennung von der Mutter vorausgeht. Soll man die zeitweise Trennung von der Mutter auch dann vermeiden, wenn eine konstante, freundliche Betreuung durch wenige Personen gesichert ist? Wie wird sich ein solches Verbot auf die Fertilität von gut ausgebildeten Frauen auswirken, welche eine Berufsbindung haben?

2. *Man darf nicht sagen, ein bestimmter Faktor ist ursächlich nicht bedeutsam, sondern: er wurde mit der angegebenen Methode nicht nachgewiesen. (Lempp)*

Ernst:

Hier geht es wirklich um ein wesentliches methodisches Prinzip. Nach Popper besteht empirische Wissenschaft darin, daß man *negative Aussagen auf Grund kontrollierter Beobachtungen zu widerlegen sucht*. Man geht z. B. vom Satz aus „Es gibt keine violetten Schwäne“ und sucht diesen Satz mit einer bestimmten Methode zu widerlegen. Wenn das immer wieder nicht gelingt, so kann man sagen, daß man mit den bisherigen Methoden die Existenz violetter Schwäne nicht nachweisen konnte. Die Wissenschaft muß nicht nachweisen, daß etwas Mögliches nicht existiert, sondern die Aussage, daß es nicht gefunden wird, widerlegen. *Wer eine Behauptung aufstellt, muß somit ihre Negation widerlegen*. Sie werden sicher mit mir einig gehen, daß ein Umweltfaktor, welcher als Risikofaktor für die kindliche Entwicklung gelten soll, in *vielen* Untersuchungen immer wieder auftreten und einen *ansehnlichen* Teil der Varianz in den abhängigen Variablen erklären sollte. Bisher läßt sich m.E. nicht widerlegen, daß die *isolierte* Frühdeprivation *nicht* als wesentlicher Risikofaktor nachweisbar ist. Das gilt für viele verschiedene Bereiche menschlichen Verhaltens. Der „Chor“ der diesen Satz nicht widerlegenden Arbeiten findet sich im 1. Teil des Buches. Selbstverständlich müssen wir bereit sein, diesen Satz schon morgen zu korrigieren, wenn neue Ergebnisse mit einer besseren Methode gefunden werden sollten. Ich glaube aber, daß es gefährlich ist, wenn wir einen Einfluß von möglichen und an sich überprüfbaren Faktoren als sicher annehmen, obwohl die empirische Prüfung die negativen Aussagen über ihr Vorkommen bisher nicht widerlegt hat. Man könnte so z.B. auch einen möglichen Einfluß einer bestimmten Ernährung oder der Sternzeichen auf die psychische Gesundheit annehmen und zur Grundlage politischer Entscheidungen machen. Ich glaube, daß es wichtig ist, zwischen überprüften und nicht-überprüften, bisher nicht widerlegten und widerlegten negativen Aussagen zu unterscheiden, und *das gerade dem Publikum und den Politikern gegenüber*. Es kann *ethische* Gründe geben so zu handeln, wie wenn ein bestimmter Faktor wirksam wäre – aber man sollte diese als solche kennzeichnen. Ich glaube, daß ich im Text immer wieder vorsichtig formuliert habe, daß Frühdeprivation als isolierter Risikofaktor sich bisher nicht nachweisen läßt.

Lempp:

Der Autoritätsbeweis mit Popper kann mir nicht imponieren. Aber das wird unter Punkt 4 noch deutlicher.

Diese strenge wissenschaftliche Einstellung ist schon richtig, wenn es sich um die Naturwissenschaften mit wenig Variablen handelt. Wenn man aber dem Empiriker, der seine Erfahrungen aus der klinischen Praxis herausholt, zur Auflage macht, alle seine Beobachtungen nach dieser streng statistischen Methode

zu verifizieren bzw. die Negation seiner Behauptungen zu widerlegen, dann überfordert man ihn einfach, indem man ihm eine Methode aufnötigt, die inadäquat ist. Ich komme dann noch darauf zurück. Jedenfalls wäre mit dieser Methode „Körperbau und Charakter“ von Kretschmer nie veröffentlicht worden, obwohl die Zusammenhänge zwar nicht absolut, aber jedem Kliniker evident sind.

Einen möglichen Einfluß bestimmter Ernährung oder Sternzeichen auf die psychische Gesundheit kann man deswegen nicht annehmen und auch nicht zu Grundlagen politischer Entscheidungen machen, weil sich ein solcher Zusammenhang in der klinischen Praxis an keiner Stelle ergibt.

Ernst:

Selbstverständlich kann kein Psychologe oder Psychiater sein Handeln im Alltag ausschließlich auf nicht widerlegte Gesetzmäßigkeiten beziehen. Zudem kann jederzeit eine Situation eintreten, in der es wichtiger ist, daß sich der Helfer an die Ethik als an die Erfahrungswissenschaft hält. Wenn er sich aber so weit wie möglich Klarheit darüber verschafft, was gesichertes Wissen ist und was ungesicherte Hypothese, was Lehrtradition, persönliche Erfahrung, gesunder Menschenverstand und ethische Forderung, so glaube ich, daß das seinen Patienten zugutekommen wird. M.E. leiden Psychologie und Psychiatrie daran, daß man *vieles zu wissen glaubt, was man gar nicht weiß*, d.h. an einer Hypothesenüberfülle. Ein Beispiel ist die Hypothese von der Verursachung der Schizophrenien durch gestörte familiäre Beziehungen. Diese Hypothese ist falsifiziert worden (oder vielmehr, die negative Form, daß nämlich kein Zusammenhang besteht, ließ sich nicht falsifizieren). Der Schaden, welcher durch das unkritische Fürwahrhalten dieser Hypothese angerichtet wurde, wird heute allgemein anerkannt.

Es *gibt* immer wieder diskutierte Zusammenhänge zwischen Ernährung und psychiatrischer Erkrankung. Einer davon ist derjenige zwischen bestimmten Stärkesorten und Schizophrenie, ein anderer derjenige zwischen stark zuckerhaltigem „junk food“ und Delinquenz. Das sind Hypothesen, welche an der Erfahrung scheitern können. Man geht z. B. von der Null-Hypothese aus: jugendliche Delinquenten weisen nach einem stark zuckerhaltigen Frühstück im self-rating nicht stärkere Verstimmungen auf als Kontroll-Jugendliche. Durch eine *Reihe* von derartigen Untersuchungen wird die Hypothese wahrscheinlich oder unwahrscheinlich. Sicher kann ein Praktiker von solchen Zusammenhängen – welche m.E. heute offen sind – jetzt schon überzeugt sein und danach handeln. Eine Reduktion des Zuckerkonsums schadet seinen Patienten nicht.

Statt der Astrologie hätte ich eine andere „Wissenschaft“ von der Persönlichkeit erwähnen sollen: die Grafologie. Manche staatlichen Verwaltungen und mächtige Großbetriebe verwenden sie zur Personalselektion. Dabei ist sie in der Art, wie sie heute meistens betrieben wird, ohne jede erfahrungswissenschaftliche Basis und ein völlig willkürlicher Vorgang, der Unrecht schafft. Die Grafologie ist ein Beispiel dafür, daß sich Zurückhaltung im Fürwahrhalten oder die „Pflege der Nullhypothese“ lohnen würde.

Kretschmers Hypothese von einem Zusammenhang zwischen Körperbau und Anfälligkeit für Schizophrenie resp. manisch-depressives Kranksein ist ohne weiteres falsifizierbar. Die Forderung, daß Hypothesen dem Scheitern an der Erfahrung ausgesetzt werden sollen, verbietet doch nicht, Hypothesen auf intuitive Weise, durch Einfälle, persönliche Beobachtungen, zu *bilden*. Diese Hypothesenbildung macht die Wissenschaft reich und lebendig.

Ein weiteres Beispiel von angeblichem Wissen: der Benda-Report zur künstlichen Fortpflanzung (Samenspende, In-Vitro-



Fertilisation) geht immer wieder davon aus, daß künstliche Fortpflanzung der Identitätsfindung des Kindes abträglich sei. Die Nullhypothese, daß die Art der Fortpflanzung im Vergleich zu den genetischen Einflüssen und den anhaltenden Wirkungen des Kindheitsmilieus für die spätere Identitätsfindung des Kindes irrelevant sei, wurde bisher nicht widerlegt. Diese Nullhypothese ist im Licht der in der Regel positiven Entwicklung von Adoptivkindern wahrscheinlich. Der Report nimmt Wissen an, wo wir kein Wissen haben, und macht dieses nicht-existente Wissen zur Grundlage politischer Entscheidungen. Wenn solche auf Grund von psychiatrischen und psychologischen Hypothesen gefällt werden, welche entweder „an der Erfahrung gescheitert“ oder gar nicht überprüft worden sind, so sollte dieses in einer Demokratie von den beteiligten Fachleuten laut und deutlich gesagt werden.

### 3. *Keplers Arbeit beweist nicht, daß frühe Trennung von der Mutter das Schizophrenierisiko nicht erhöht. (Lempp)*

#### Ernst:

*Keplers Arbeit* muß den Satz widerlegen, daß frühe Trennung von der Mutter das Schizophrenierisiko *nicht* hinaufsetzt. Das tut sie nicht – die 50 Schizophrenen haben Trennung in der Frühkindheit zwar etwas häufiger, aber nicht signifikant häufiger erlebt als die Kontrollen. Das kann an der geringen Zahl der Untersuchten liegen. Die Arbeit weist aber etwas anderes nach und zwar signifikant trotz der kleinen Zahlen: Schizophrene unterscheiden sich von Kontrollpersonen durch häufigeren Streit der Eltern und finanzielle Not in der Kindheit. Damit stellt sich diese Untersuchung in die Reihe vieler retrospektiver Untersuchungen an Patienten und vieler epidemiologischer Untersuchungen an der Gesamtbevölkerung, welche *in gespannten und bedrängten Verhältnissen im Elternhaus* einen immer wiederkehrenden Risikofaktor für psychische Erkrankungen fanden.

#### Lempp:

Ich glaube, bei der Arbeit *Keplers* wird die Schwäche der statistischen Methode deutlich. Sie sagen, er habe nicht widerlegen können, daß frühe Trennung von der Mutter das Schizophrenierisiko *nicht* heraufsetze, obwohl bei den 50 Schizophrenen im Vergleich zu den Kontrollen die frühkindliche Trennung deutlich häufiger war, aber eben nicht im Sinne der statistischen Anforderung.

Sie geben selber zu, daß diese statistische Signifikanz möglicherweise erreicht worden wäre, wenn er mehr Probanden hätte untersuchen können. Das heißt doch aber, daß Sie solange lauthals verkünden, eine frühe Trennung des Kindes von der Mutter bedeutet kein erhöhtes Schizophrenierisiko, so lange, bis Herr Kepler zufällig genügend Fälle beisammen hat, um es doch zu beweisen. War dann sein Verdacht, daß hier ein Zusammenhang bestehen könnte, so lange falsch gewesen? Und hätte man, bis die richtige Untersuchung durchgeführt wird, munter Kinder von ihren Müttern trennen können in der Sicherheit, daß dies für ein späteres Schizophrenierisiko nichts zu bedeuten haben?

Die statistische Methode hat doch eine völlig willkürliche Grenzziehung, ja keine Zusammenhänge zu sehen, wo sie möglicherweise nicht gegeben sind. Sie ist aber völlig ungenügend, um den Fehler anderer Art zu vermeiden, daß nämlich das Fehlen von Zusammenhängen verneint wird, wo sie möglicherweise doch bestehen. Das aber ist gerade politisch gefährlich.

Die gespannten und bedrängten Verhältnisse im Elternhaus als Risikofaktor ist sicher ein wichtiges Ergebnis. Als *entscheidendes* Schizophrenierisiko kommt es allerdings nicht in Frage,

weil wir dann auf der Welt mehr schizophrene als normale Menschen hätten.

Im übrigen bestehen dann auch wieder Zusammenhänge zwischen früher Trennung und Streit im Elternhaus, weil in solchen sozialen Situationen ganz offensichtlich eine Betreuungskontinuität weniger zu gewährleisten ist, als in harmonischen Familien.

#### Ernst:

Die Annahme, die frühe Trennung von der Mutter, d.h. das Fehlen der Mutterliebe, setze das Risiko einer schizophrenen Erkrankung hinauf, geht auf die in ihrer ethischen Absicht bewundernswerten, aber methodisch katastrophalen Arbeit von *Spitz* zurück. Die Arbeiten über die Kindheit Schizophrener, welche ich in der „Frühkindheit“ (S.70) zitiere, widerlegen die Nullhypothese (wonach kein solcher Zusammenhang besteht) nicht. Es kommt auch hier auf den „Chor“ der Stimmen an. M.E. gibt es keine einzige Untersuchung über Entstehung der Schizophrenie, welche die drei Variablen „Trennung von der Mutter allein“ – „schwierige gespannte Kindheitsverhältnisse“ – „Trennung von der Mutter *gefolgt* von belastenden Verhältnissen“ – unterschieden und gewichtet hätte. Der „Chor“ der Stimmen weist darauf hin, daß auf lange Sicht schwierige und gespannte Kindheitsverhältnisse ein unspezifischer Risikofaktor für die Mehrzahl der psychischen Störungen sein dürften.

In ihrem mitreißenden Buch „Schizophrenia, the Epigenetic Puzzle“ (1982) haben *Gottesman* und *Shields* dargestellt, wie man sich heute die Entstehung der schizophrenen Erkrankungen auf Grund der Zwilling- und Adoptivstudien vorzustellen hat: vererbt wird eine genetische Disposition. Unter Mitwirkung von unspezifischen und sogenannt „idiosynkratischen“, d.h. für die betreffende Persönlichkeit spezifischen, Stressoren kann die „Vulnerabilität“ eine kritische Schwelle erreichen und die Krankheit ausbrechen. Die genetische Disposition liefert sozusagen die Struktur, die belastende Kindheit setzt möglicherweise als unspezifischer Faktor die Vulnerabilität herauf. Das erklärt, warum es trotz der Häufigkeit anhaltender familiärer Spannungen relativ wenig schizophren Kranke gibt – und das erklärt auch, warum schwerster sozialer Streß (wie Krieg) die Schizophreniehäufigkeit nicht verändert.

Wenn übrigens die frühe Trennung von der Mutter das Risiko für Schizophrenien hinaufsetzen würde, müßten diese doch auch viel häufiger vorkommen als es in Wirklichkeit der Fall ist.

### 4. *Die statistische Methode ist für die Ursachenforschung in Psychologie und Psychiatrie unzureichend, weil sie sich auf bestimmte Variablen konzentriert und unzählige andere, z. T. prinzipiell nicht erfaßbare, außer Acht läßt. (Lempp)*

#### Ernst:

Der Anteil der erklärten Varianz an der Gesamtvarianz abhängiger Variablen ist in der psychologischen, psychiatrischen und soziologischen Forschung meist gering. Man hat aber die Möglichkeit durch Varianzanalyse das *relative Gewicht* mehrerer unabhängiger Variablen abzuschätzen. Statistische Methoden mögen inadäquat sein – aber welche andere Methoden sollen wir an ihre Stelle setzen, wenn wir Häufiges und Seltenes, Wahrscheinliches und Unwahrscheinliches unterscheiden wollen?

Übrigens würde *Popper* wahrscheinlich der Meinung sein, daß *prinzipiell unerfaßbare Variablen* sich nicht zur Formulierung widerlegbarer Hypothesen eignen und damit nicht in den Bereich der empirischen Wissenschaft gehören. Mit ihnen lassen sich metaphysische (z.B. ethische) Aussagen formulieren. Solche Aussagen sind *lebenswichtig* – aber sollten als solche gekenn-

zeichnet sein und nicht unter dem Titel „empirische Wissenschaft“ laufen.

**Lempp:**

Hier entlarvt sich meines Erachtens *Popper* recht deutlich: Wenn er sagt, daß prinzipiell unerfaßbare Variablen sich nicht zur Formulierung widerlegbarer Hypothesen eignen und damit nicht in den Bereich der empirischen Wissenschaft gehören, dann klammert er einfach ein nicht lösbares Problem aus, obwohl von diesen „prinzipiell nicht erfassbaren Variablen“ wahrscheinlich oder mit hoher Sicherheit wesentliche Wirkungen ausgehen können. Man kann sich doch die Natur nicht zurechtschneiden, daß sie in die Statistik paßt. Auch die Physiker mußten sich mit der Unschärferelation auseinandersetzen. Ihnen wäre es auch lieber gewesen, die klassische Mechanik hätte bis zum kleinsten Teil gegolten. Was *Popper* „empirische Wissenschaft“ nennt, ist eben nicht Empirie sondern Statistik.

**Ernst:**

Sie werden sicher mit mir einig gehen, daß Psychologie und Psychiatrie Realwissenschaften sind, d.h. Aussagen über eine von den Menschen gemeinsam erlebte Realität machen wollen. Nehmen wir einen für Kinderpsychiatrie und Entwicklungspsychologie relevanten Begriff: „Liebe“. Diesen kann man wohl als metaphysischen Begriff bezeichnen, schon von seiner Geschichte und seiner Überfülle von Bedeutungen her. Stellen wir eine überprüfbare Hypothese auf: Kinder, welche von ihren Müttern geliebt werden, haben weniger emotionelle und Verhaltensstörungen als Kinder, bei denen das nicht der Fall ist.

*Popper* würde verlangen, daß man den Begriff *operationalisiert*, d.h. die Bedeutungsfülle auf meßbare Variablen reduziert. Vielleicht läßt sich das wie beim Begriff „Normalität“ nur auf negative Weise machen: „Normalität“ ist die Abwesenheit definierbarer psychischer Krankheit oder Störung; „Liebe“ ist die Abwesenheit bestimmter, das Kind auf lange Sicht verängstigender oder demütigender Verhaltensweisen. Daß diese irrelevant seien ist durch epidemiologische Untersuchungen falsifiziert. In Longitudinalstudien ist sogar ein Kausalzusammenhang ersichtlich geworden (Quinton u.a. 1984<sup>1</sup>, Richman u.a. 1982<sup>2</sup>). Ich kann mir keinen metaphysischen Begriff von praktischer Relevanz vorstellen, der sich nicht mindestens teilweise operationalisieren ließe.

*Poppers* Erkenntnistheorie ist nicht einfach Statistik. Das mögliche „Scheitern an der Erfahrung“, d.h. die Unmöglichkeit, eine Hypothese zu verifizieren und die ausschließliche Möglichkeit, sie zu falsifizieren, hält die empirischen Wissenschaften offen und verhindert ihre Erstarrung. Wo nicht falsifiziert werden kann, entsteht Dogmatik.

5. *Nach schwerster Deprivation (Kindesmißhandlung durch Isolieren, Aufwachsen im Isolator) ist das Risiko späterer Fehlentwicklung höher, auch wenn eine normale Entwicklung möglich ist. (Lempp)*

**Ernst:**

Die 17 Einzelfälle (sechs davon Isolator-Kinder) können keine allgemeine Aussage über Risikofaktoren erlauben. Ich wollte an ihnen zeigen, wie groß die Regenerationsfähigkeit sein kann und dadurch den Leser auf die folgende Kritik vorbereiten.

<sup>1</sup> Quinton, O., Rutter, M. (1982): Family pathology and child psychiatric disorder. In: Nicol, A. R. (Ed.): Longitudinal Studies in child psychology and psychiatry. Chichester: Wiley.

<sup>2</sup> Richman, N., Stevenson, J., Graham, P. (1982): Preschool to school. London: Academic Press.

**Lempp:**

Die Regenerationsfähigkeit der Kinder bestreite ich Ihnen gar nicht. Ich habe selbst in meinem Buch „Extrembelastungen im Kindes- und Jugendalter“, erschienen bei Huber Bern, darauf hingewiesen.

6. *Der Zusammenhang ungünstiger sozialer Bedingungen und chronischen Streits der Eltern mit späterer Fehlentwicklung ist auch nur ein statistisches Ergebnis. Auch unter diesen Bedingungen können sich Kinder unauffällig entwickeln. (Lempp)*

**Ernst:**

Solange nicht Besseres vorhanden ist, bin ich persönlich gerne bereit mich an statistische Überprüfungen von Aussagen zu halten. Nun ist es so, daß der Satz „Spannungen und Konflikte in der Familie sind *nicht* mit gleichzeitigen oder späteren psychischen Störungen der Kinder verbunden“ *vielfach* widerlegt worden ist, und daß die Zusammenhänge in der Regel *sehr deutlich* sind. Ein wesentlicher Hinweis scheint mir auch der immer wieder auftretende Befund, daß Scheidung und Trennung mit Störungen verbunden sind, *Tod* eines Elternteils („Trauma“ ohne Spannungen) aber nicht. Ich glaube, hier kann man einen gesicherten Risikofaktor annehmen. Daß ein Risikofaktor vorliegt, heißt ja nicht, daß *alle*, die ihn aufweisen, erkranken müssen.

**Lempp:**

Was dazu zu sagen ist, habe ich schon unter Punkt 3 erwähnt. Spannungen und Konflikte sind in keinem Fall zu quantifizieren und sind ubiquitär, so daß sie gar nicht regelmäßig zu negativen Entwicklungen psychopathologisch relevanter Art führen können. Wir sollten uns ja vielleicht auch nichts vormachen darüber, was wir über Streit und Auseinandersetzungen in den Familien in Erfahrung bringen können. Daß Scheidung und Trennung wegen der begleitenden negativen Affekte für die Kinder ein viel größeres Trauma bedeuten als der Tod, der eine positive Beziehung zum weggegangenen Elternteil erlaubt, erfahren wir bei unseren „Scheidungskindergutachten“ ständig.

**Ernst:**

Epidemiologische Untersuchungen der psychischen Störungen in Kindheit und Jugend quantifizieren Risikofaktoren durchaus (z. B. Rutter u.a. 1970<sup>3</sup>; West 1982<sup>4</sup>). Wenn Elterninterviews zur Verfügung stehen, sehe ich keine prinzipielle Unmöglichkeit ebenso eine Skala für die Beurteilung der Beziehungen zu finden wie etwa für die Schwere einer Angstkrankheit.

7. *Nach Papoušek können Säuglinge Nähe stiften. (Lempp)*

**Ernst:**

Der Abschnitt bezieht sich *ausschließlich* auf die Theorie von *Bowlby*, nach welcher der Säugling einen „konstanten Gegenstand“ für seine „Nähe stiftenden“ Verhaltensweisen haben muß, damit diese zum „Attachment“ sozusagen kristallisieren. Diese Annahme wird durch die ethologische Forschung widerlegt.

**Lempp:**

Da habe ich keine Einwendungen.

8. *Es besteht die Gefahr, daß man die „Frühkindheit“ so interpretiert, als ob die frühkindlichen Bedingungen überhaupt keinen Einfluß auf die spätere Entwicklung hätten. (Lempp)*

<sup>3</sup> Rutter, M., Tizard, J., Whitmore, K. (1970): Education, health and behaviour. London: Longman.

<sup>4</sup> West, D. J. (1982): Delinquency, its roots careers and prospects. London: Heinemann.

**Ernst:**

Negative Bedingungen in der Frühkindheit sind so stark mit negativen Bedingungen der späteren Kindheit verbunden, daß sie sich schwer mit Kontrollgruppen untersuchen lassen, d.h. mit Kindern, welche sich *nur* in den Bedingungen der Frühkindheit von der Experimentalgruppe unterscheiden. Das einzige „Kulturexperiment“, welches eine Isolierung der Faktoren erlaubt ist *die Adoption*. Sie zeigt im Durchschnitt eine überaus günstige Entwicklung von Adoptivkindern, und sie weist einwandfrei genetische Faktoren nach. Frühdeprivation erklärt *außerordentlich wenig* von der Varianz späterer psychischer Erkrankung bei Adoptierten. Die Frühkindheit erscheint als eine *ziemlich resistente, stark „innengesteuerte“ Entwicklungsphase*. Trotzdem darf man Säuglinge und Kleinkinder nicht unterstimulieren und nicht einen sie verunsichernden Wechsel von Betreuern aussetzen, weil sie sonst *leiden*. Oder soll man Leiden nur verhindern, wenn es nachgewiesene Langzeitfolgen hat?

*Die Feststellung, daß Spätadoptierte ungünstigere Bedingungen der Herkunft und des Adoptivmilieus aufweisen, ist gefährlich und stützt sich „auf einige wenige Arbeiten“.* (Lempp)

**Ernst:**

Die Gefährlichkeit dieser Feststellung sehe ich nicht, weil ich davon ausgehe, daß heute in der Regel nicht „blind“ adoptiert wird. Die Aussage stützt sich auf 15 Untersuchungen aus England, USA, der Tschechoslowakei und Deutschland (S.80, 81). Diese Adoptionen fanden in den fünfziger bis siebziger Jahren statt.

**Lempp:**

Negative Bedingungen in der Frühkindheit mit negativen Bedingungen in der späteren Kindheit hängen doch wahrscheinlich in irgendeiner Weise zusammen. Ich kann darum doch nicht einfach die negativen Bedingungen der Frühkindheit unter den Tisch fallen lassen. Gegen die Adoptionsuntersuchungen bin ich einfach deswegen skeptisch, weil gerade in den 50er und 60er Jahren mit einem unkritischen Behaviorismus adoptiert wurde. Die Adoptionsuntersuchungen beispielsweise von Herrn Boman aus Schweden wurden gerade wieder hier bei einer Tagung von Frau Zerbin-Rudin stark kritisiert und angezweifelt.

**Ernst:**

Die erwähnte Kritik bezieht sich auf ein Detail, welches von der Autorin als „Überinterpretation“ der Befunde von *Bohman* u.a. angesehen wird. Die Adoptionsstudien, welche die genetische Mitbedingtheit vieler psychiatrischer Erkrankungen und Störungen nachweisen (oder welche die Nullhypothese, daß diese unabhängig von den Erkrankungen der biologischen Eltern auftreten, falsifizieren) bilden heute ebenfalls einen „Chor“ von Stimmen. Mitwirkende spezifische genetische Faktoren sind heute nachgewiesen für den schizophrenen Formenkreis, affektive Psychosen, Suizid, Alkoholismus, Soziopathie. Es liegen nicht einzelne, sondern eine Vielzahl von Studien vor, welche Vergleichbares ergeben. Die genannte Kritik betrifft nicht die große Studie von *M. Bohman* über die intellektuelle und affektive Entwicklung von Adoptivkindern a) im Vergleich zu für die Adoption freigestellten und von den leiblichen Müttern zurückgenommenen Kindern und b) im Vergleich zu Pflegekindern. Diese Studie weist den Erfolg der Adoption und die Irrelevanz der frühkindlichen Bedingungen im Vergleich zu den Bedingungen der ganzen Kindheit nach (s. „Frühkindheit“ S.89 ff.). Die Hypothese, daß *zwei große Kräfte die psychische Entwicklung des Menschen bedingen: nämlich seine genetische Mitgift und die Langzeiteinwirkungen des Kindheitsmilieus*, steht heute auf festen Fü-

ßen. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, daß die Frühkindheit eine besonders sensible Epoche sei. Alles spricht für die Auffassung von *Kagan*: Erfahrungen können nur dann dauerhafte Folgen haben, wenn das Kind sie interpretieren und in ein kognitives System integrieren kann, welches sein zukünftiges Verhalten beeinflusst (*Kagan* 1983). Wir haben keine Anhaltspunkte dafür, daß eine „Ethologie der Frühkindheit“ die Kinderpsychiatrie ersetzen könnte.

Heute führt kein Weg mehr an den Adoptivstudien vorbei; sie sind zu zahlreich und stimmen zu gut überein. Es ist mir nicht klar, wie „unkritischer Behaviorismus“ ihre Aussagekraft schwächen sollte.

**9. Die Aussage, eine unter günstigen Bedingungen verlaufende Frühkindheit schütze vor späteren Schwierigkeiten nicht, ist unzutreffend.** (Lempp)

**Ernst:**

Hier ist die Folge des Textes zu beachten: Eine Frühkindheit unter schlechten Bedingungen „verdammte“ auch nicht. Der Satz wendet sich gegen die Verabsolutierung frühkindlicher Umweltfaktoren, welche z.B. in der Praxis dazu führt, daß Kinder aus Säuglingsheimen nur schwer Pflegeplätze finden.

**Lempp:**

Ich würde beide Sätze unterstreichen: Eine günstige Frühkindheit schützt vor späteren Schwierigkeiten nicht und eine schlechte Frühkindheit verdammt auch nicht. Ich meine, hier kann man nur mit sich summierenden Risikofaktoren sinnvoll arbeiten.

**10. Die Schlußfolgerungen des Buches nehmen das Vorhergehende zurück.** (Lempp)

**Ernst:**

Das möchte ich bestreiten. Ich erwähne die Möglichkeit von Kettenreaktionen: negative frühe Erfahrungen provozieren durch ein bestimmtes Verhalten des Kindes negative spätere Erfahrungen. *Die Adoptionsstudien sprechen aber dagegen*, daß diese Kettenreaktionen einen wesentlichen, immer wieder auftretenden und stark belastenden *Risikofaktor* bilden, auch wenn sie in Einzelfällen wirksam sein können. In einem solchen Buch muß es um allgemeine Aussagen gehen, welche für den Einzelfall nur als Chance oder Risiko interpretierbar sind.

Wenn ich die Risikofaktoren „bedrängte Verhältnisse, chronische Spannungen zwischen den Eltern“, die sozusagen ubiquitär auftreten, der frühkindlichen Deprivation gegenüberstelle, so glaube ich nicht, daß es eine wirksame präventive Methode ist, Säuglingsheime zu schließen. Man sollte in prekären sozialen und psychischen Verhältnissen lebenden Familien vielmehr *gute* Säuglingsheime zur Verfügung stellen, in denen die Kinder sich wohl fühlen. Ich glaube auch, daß Tagesmütter nicht von der Deprivationstheorie her bekämpft werden sollten, denn ein negativer Einfluß einer *kleinen* Zahl von *konstanten* Betreuungspersonen läßt sich nicht nachweisen. Der Kampf gegen Tagesmütter ist m.E. nicht die richtige Konsequenz einer falschen Theorie, sondern die falsche Konsequenz einer Theorie, welche sich bisher nicht begründen ließ. *Prävention, welche sich darauf konzentriert, daß Säuglinge auch unter ungünstigen Bedingungen bei der Mutter bleiben, oder welche nur eine einzige Betreuungsperson zulassen will, hat keine Erfahrungsgrundlage.*

**Lempp:**

Es hat sicher niemand geschadet, daß Säuglingsheime geschlossen wurden und durch Pflegefamilien oder kleine Pflege-

einheiten ersetzt wurden, auch wenn es vielleicht wissenschaftlich nicht streng begründbar war. Was die Tagesmütter anbelangt, stimme ich Ihnen durchaus zu, auch stimme ich Ihnen vorbehaltlos zu, wenn Sie sagen, daß ein negativer Einfluß einer *kleinen* Zahl von *konstanten* Betreuungspersonen sich nicht nachweisen lasse. Ich habe dies auch immer vertreten. Aber dazu braucht man eigentlich keine statistische Untersuchung. Das zeigt einem jede bürgerliche Großfamilie, die es allerdings heute immer weniger gibt. Ich habe immer wieder meine Vermutung geäußert, daß die *Spitz*schen Theorien erst Gültigkeit bekamen, als die Familie der Industriestaaten ihre Funktion nicht mehr so wahrnehmen konnte wie früher. Es wäre sonst kaum verständlich gewesen, daß ein solcher Zusammenhang, wie *Spitz* ihn formuliert hat, nicht schon vor Hunderten von Jahren erkannt worden wäre. Aber das steht in meinem Buch „Familie im Umbruch“, das Anfang nächsten Jahres bei Kösel erscheinen wird. Ich schicke es Ihnen dann zur kritischen Rezension.

#### Ernst:

Es ist mir ein Rätsel, warum die schon zu ihrer Entstehungszeit aus methodischen Gründen stark angegriffenen und wie oben bemerkt, methodisch undiskutablen Arbeiten von *Spitz* von der wissenschaftlichen Welt der Nachkriegszeit so kritiklos aufgenommen wurden. Man kann über die Gründe nur spekulieren: die Aufnahme wurde begünstigt durch eine „neue Innerlichkeit“ nach der Katastrophe und durch die Überwertung der Umgebungseinflüsse, nachdem alles, was nach Genetik aussah, durch den Nationalsozialismus gründlichst diskreditiert worden war. Überwertung der Frühkindheit bedeutet Überwertung der Mütter – die Frau entscheidet über das Heil der nächsten Generation; Glück und Leid ist in ihre Hand gelegt. Wehe, wenn sie versagt!

Die Frauen der Industrieländer haben heute schon bei der Geburt eine Lebenserwartung von beinahe 80 Jahren. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie mehr als ein oder zwei Kinder gebären werden, ist gering. Die Wahrscheinlichkeit, daß ihre Ehe geschieden wird, ist hoch. Mit etwa 40 Jahren sind die Familienpflichten abgeschlossen, die Frauen sind in der Mitte ihrer Lebensspanne angelangt und stehen einer Arbeitswelt gegenüber, welche sich unterdessen rasant weiterentwickelt hat. Wie sollen sie darin Aufnahme finden? Wie sollen sie die zweite Hälfte des Lebens gestalten? Wieviel Kraft und Einsatzfähigkeit geht da verloren?

Ich bin froh mit Herrn Professor Lempp darin einigzugehen: *es gibt keine entwicklungspsychologischen Argumente gegen Tagesmütter, Tagesschulen und gegen eine konstante, liebevolle Fremdbetreuung durch einen kleinen Personenkreis. Diese Erkenntnis ist für die Frauen, aber nicht nur für sie, heute dringend notwendig.* Wir erleben einen äußerst raschen gesellschaftlichen Wandel, und sollten Hypothesen, welche an der Erfahrung gescheitert sind,

nicht zum Hemmschuh für die weibliche Hälfte der Bevölkerung machen!

Die Diskussion schließt mit folgendem Brief von Prof. Lempp.

Sehr geehrte Frau Ernst!

Vielen Dank für Ihre interessante Antwort.

Ich glaube, wir können es jetzt kurz machen:

In der Bewertung der Bedeutung sequentieller Traumatisierung sind wir uns ja einig. Das scheint mir das wichtigste. Damit aber verlieren Prüfungen von Einzelfaktoren zwangsläufig an Aussagekraft.

Ich darf das einmal in ein Beispiel fassen: Es gibt Personenaufzüge, die bleiben stehen, wenn sie überlastet sind. In einem solchen Aufzug befinden sich, sagen wir, 20 Personen, große, kleine, dicke, dünne. Immer, wenn eine Person wieder aussteigt, dann fährt der Aufzug. Die Wissenschaft kann jetzt alle 20 Personen auf ihre verschiedenen Eigenschaften hin prüfen mit der Frage, wer ist schuld, daß der Aufzug nicht fährt. Man wird sehr viele Variablen bei den 20 Personen feststellen, auch verschiedene Gewichte, als den wohl entscheidenden Variablen. Trotzdem wird man nie feststellen können, wer die Ursache ist, daß der Aufzug nicht fährt.

Ein zweites Beispiel: Adoptivkinder haben gute Chancen psychisch gesund heranzuwachsen. Die meisten bekommen wir in der kinder- und jugendpsychiatrischen Sprechstunde nie zu sehen. Dennoch finden wir bei denen, die uns hier vorgestellt werden, ganz typische Konfliktsituationen und Probleme, die zeigen, daß zu Erbgut und Umwelt in diesem speziellen Fall bei manchen Adoptivfamilien – sicher nicht bei allen – spezifische Probleme hinzutreten, welche die Entwicklung schwieriger macht. Das braucht sich in der großen Zahl statistisch gar nicht auszuwirken. Ich will damit sagen, daß die Empirie Dinge feststellen und auch begründen kann, die der methodisch strengen „empirischen Wissenschaft“ entgehen müssen.

Und zum Schluß: Liebe ist in keinem Fall operationalisierbar, schon gar nicht, auch in Annäherungen quantifizierbar. Sie wird subjektiv erlebt und keiner hat dafür einen Vergleichsmaßstab. Verliebte versichern sich gegenseitig, daß jeder jeweils den anderen mehr liebt. Wer will das bestreiten? Hier irt *Popper*.

Es war mir ein Vergnügen, mit freundlichem Gruß und vielem Dank

bin ich Ihr

Prof. Dr. R. Lempp

## Buchbesprechungen

*Morgan, S. R. (1985): Children in Crises. A Team Approach in the Schools.* London: Taylor & Francis; 253 Seiten, £ 23,-.

Das Thema befaßt sich mit möglichen Hilfen für Problemkinder innerhalb des Schulbereichs. Frau *Morgan* versucht, nicht nur für das Leid der Kinder sensibler zu machen, sondern sie will auch aufzeigen, was man tun kann innerhalb einer Schule

mit den verfügbaren Lehrkräften. Unter der Voraussetzung, daß auch in den USA nicht noch mehr Geld für zusätzliche Hilfen zur Verfügung steht, versucht sie herauszuarbeiten, wie die Situation für die Problemkinder heute in einer amerikanischen Durchschnittsschule ist, und was mit den zugegebenermaßen zu wenigen Mitteln dennoch getan werden kann.

Die Autorin wählte bewußt solche Problemstellungen aus, denen sich jedes Kind gegenüber sehen könnte, die aber zugleich

eine ernsthafte Gefährdung bedeuten, nämlich: a) Trennung und Scheidung, b) Verlust einer wichtigen Bezugsperson, c) Mißhandlungen und sexueller Mißbrauch, d) Depression und Suizidversuche.

Die Autorin will erreichen, daß diese besonders gefährdeten Kinder, mit denen die Lehrer Tag für Tag konfrontiert sind, stärker in das Bewußtsein der Schulen rücken, daß sie in ihrem Leiden erkannt, und nicht wie bisher in großem Maße verdrängt werden. Die Schule soll sich verstärkt diesen Kindern zuwenden, die zu einem hohen Prozentsatz keine Psychotherapie oder sonstige Hilfen eines psychologischen Spezialisten bekommen; sie soll sich ihrer Verantwortung bewußt werden, denn, so die Autorin, die Tragödien dieser Kinder sind auch Schultragödien, wogegen man etwas tun müsse. Aber was?

Die Antwort der Autorin ist, daß sich einige Lehrer in den jeweiligen Schulen zusammentun, ein psychologisches Team bilden. Dies sei nötig, weil im normalen Schulbetrieb niemand für die emotionale Seite der Kinder da ist, zumal wenn sie Probleme haben. In solchen Teamsitzungen der Lehrer sollen dann die Erfahrungen mit einzelnen Schülern eingebracht werden, bei denen diese psychologisch sensiblen und engagierten Lehrer über Informationen verfügen, die auf schwere emotionale Belastungen schließen lassen. Diese Fallbesprechungen sollen dann Teil der normalen Dienstzeit der Lehrer sein; zusätzliche Kosten würden nicht entstehen; der gesamte Lehrkörper und die Schulbehörde müßten hinter diesen Aktivitäten unterstützend stehen.

Die Schwäche dieses Buches ist, daß es sich ausschweigt über daß, was solche Teams von Lehrern für das einzelne Kind an psychologischer Hilfe bieten können, bzw. wie die Zusammenarbeit mit therapeutischen oder fürsorgerischen Einrichtungen geschehen kann.

Die große Stärke dieser vorliegenden Arbeit besteht einmal darin, in sehr klarer Weise wissenschaftliche Erkenntnisse zu den obengenannten vier Problemfeldern auch einem relativ uninformierten Lehrerepublikum nahezubringen, zum anderen in der großen Überzeugungskraft, daß die Schulen sich doch weit mehr, als das bislang üblich ist, dem emotionalen Leben und auch den psychischen Belastungen ihrer Kinder zuwenden sollen, ja eigentlich müßten, wenn sie ihren Auftrag ernstnehmen wollten, mehr als bloßes Wissen zu vermitteln. Von daher gesehen würde man diesem Buch einen großen Erfolg wünschen; hoffentlich macht es Eindruck auf möglichst viele Lehrer.

Damit ist auch gesagt, daß eine deutsche Übersetzung gerade auch für unsere Schulen not tut. In Punkto Sensibilität für die Kindernöte, Kooperation mit psychologischen Diensten oder Schul- Sozialarbeit liegt bei uns noch vieles im Argen. Die vorliegende aufklärende und erfrischend engagierte Arbeit von Frau Morgan könnte auch bei uns dazu beitragen, den Weg in diese richtige Richtung weiter zu gehen.

Norbert Schmidt, Karlsruhe

*Fuchs, M. (1985): Funktionelle Entspannung in der Kinderpsychotherapie. München: Reinhardt; 260 Seiten, DM 39,80.*

Die Funktionelle Entspannung wird als eine Methode der psychosomatischen Therapie bei funktionellen körperlichen und seelischen Störungen vorgestellt. Fehlverhalten, das zu neurovegetativen Fehlsteuerungen geführt hat, wird im therapeutisch-dialogischen Umgang mit dem Körpererleben erspürt, was vorwiegend durch Entspannen und kleine Reize, die an den autonomen Atemrhythmus gebunden sind, gelingen soll. Das Wahrnehmen

von leibhaften Druckveränderungen soll dazu führen, „Unterschiedliches zu beschreiben, Störungen aufzulösen und den Rhythmus indirekt zu vertiefen. Das Rhythmusprinzip, Grundlage alles Lebendigen, Entspannung und Gespanntwerden, liegt dieser Methode zugrunde“. Frau *Fuchs* beschreibt die Wirkungsweise dieser Methode so: „Funktionell begrenzt verstandenes Entspannen macht antriebsicher, es bestätigt das Eigengewicht nach unten, läßt die Personmitte finden und führt den ganzen Organismus zum austauschfähigen Eigenrhythmus; Veränderungen im Körpererleben werden erinnerbar und wiederholbar gemacht, Verspannungen, d.h. fehlgeleitete Energie, abgebaut, Ökonomisches, d.h. natürliches Bewegen wird erfahren und im Alltag erinnert als Bewegtwerden und Sichrührenlassen.“ Aus diesen Worten wird deutlich, daß man mit dieser Methode nicht nur Asthma bronchiale heilen, sondern auch den Menschen mit Leib und Seele, ganzheitlich also erreichen will. Dazu verdient auch ein tiefenpsychologisches und psychosomatisches Verständnis von Kranksein. Die Methode der Funktionellen Entspannung wurde zwischen 1945 und 1963 in Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Medizinischen Universitätsklinik in enger Zusammenarbeit mit dem Begründer der Psychosomatischen Medizin, *Victor von Weizsäcker*, entwickelt. Die Konzentration auf den Atemrhythmus steht im Mittelpunkt. Kritisch ist zu diesem vorgelegten Buch anzumerken, daß es in seinen ersten Kapiteln dem Leser nicht einfach gemacht wird zu verstehen, was bei dieser Methode eigentlich vorgeht, wer was warum macht. Man findet sehr viele bildhafte Beschreibungen, Deutungen, anthropologische Aussagen. Frau *Fuchs* spricht von „Spielregeln“, die gemeinsam mit dem Patienten zu finden sind, so daß der individuellen Ausgestaltung dieser Methode größerer Raum gegeben wird. Andererseits gibt es auch Abgrenzungen, z.B. zum Autogenen Training hin, insofern, als nicht die Konzentration von Gedanken und Vorstellungen geübt wird, sondern „das leibliche Loslassen, das spürbare Abgeben des Gewichts“; eine „organismische Selbstregulation, eine spürsinnige, rhythmusgebundene Sinnlichkeit, ein animalisches Sichwohlsinlassen, Halt, Ruhe, Raum und inwendige Bewegbarkeit werden empfunden“. Die Grenze zur Psychagogik besteht darin, daß in der Funktionellen Entspannung zwar auch spielend vorgegangen wird, das Spielzeug aber auch immer der Leib ist, der mit Lust und Neugier entdeckt wird; wenn z.B. mit einem Auto gespielt wird, werden Geräusche simuliert; wenn mit Watte geblasen wird, wird gespürt, ob der ganze kleine Mensch, also sein lockerer Brustkorb mitbläst. Mutig äußert sich Frau *Fuchs* auch zu der Frage, welche Patienten sich für die Funktionelle Entspannung eignen, nämlich alle die, die sich in ihrem funktionellen Gleichgewicht erheblich stören lassen und darunter leiden. Dazu gehören Kranke mit Asthma, Ekzemen, Erkältungskrankheiten, Kopfschmerzen, Migräne, Herz-Kreislauf- und Verdauungsstörungen, Gelenkbeschwerden, Konzentrations-, Schlaf-, Sprech- oder Sprachstörungen. In der Therapie mit Kindern soll insbesondere die Mutter miteinbezogen werden, weil dadurch auch Spannungsminderungen in der Familie erreicht werden können. Die ersten Probestunden sollen zeigen, ob es gelingt, „die Sprache des Patienten“ zu finden, seine Neugier auf sich selbst zu wecken. Auch bei dem Kapitel zur Indikation bekennt Frau *Fuchs*, daß der Spielraum für den Therapeuten groß sei und die Intuitiven angelockt werden.

Das vorliegende Buch beinhaltet noch eine Reihe kleinerer Aufsätze mehrerer Autoren, z.T. theoretischer, z.T. praktischer Art, wobei Berichte über Funktionelle Entspannung bei Asthma bronchiale am interessantesten sind. Zweifellos ist es so, wie auch *Gerd Biermann* in seinem Vorwort schreibt, daß bei dieser Symptomatik Entspannungsübungen, sicher auch die hier vorgestellte, immer wieder mit Erfolg erprobt wurden. Offen bleibt,

ob die hier vorgestellte Funktionelle Entspannung die beste Form darstellt, und inwieweit sie auch außerhalb des asthmatischen Formenkreises indiziert ist.

Norbert Schmidt, Karlsruhe

*Mehringer, A. (1985): Verlassene Kinder. München: Reinhardt; 86 Seiten, DM 9,80.*

Das Buch von *Andreas Mehninger* wendet sich „an alle Eltern, an junge Ehepaare, an heiratswillige junge Menschen – und an die Fachleute, die beratend mit ihnen zu tun haben“. Als Vertreter der letzten Adressatengruppe fällt mir von vornherein besonders die Schwierigkeit, die die erste Adressatengruppe im alltäglichen Umsetzen der *Mehringerschen* Anstöße haben könnte, und die Konflikte, welche wiederum hieraus entstehen, ins Auge.

Vielleicht ist es aber nicht nur ein Zufall, daß das Buch zu einem Zeitpunkt erscheint, zu dem das Erziehungsgeld nach vielen sozialpolitischen Anläufen (z.B. dem Dauerrennen der Anrechnung von Mutterjahren) wenigstens fürs Erste bald Abhilfe anzubieten scheint.

Auf jeden Fall schließt das vorliegende Buch mit seiner Betonung des sehr frühen Kindesalters (von Geburt bis 3 Jahre) bzw. der Darstellung der Gefahr, daß dieses frühe Kindesalter „verdrängt, vernachlässigt“ wird, eine wichtige Lücke. Eine Lücke, die durch die entsprechenden Statistiken leicht nachweisbar ist und die besonders deshalb bedauerlich ist, da gerade die Arbeit mit Familien oder Teilfamilien mit sehr kleinen Kindern recht fröhlich und äußerst erfolgreich abläuft.

Es ist etwas bedauerlich, daß der Autor recht wenig auf die guten Möglichkeiten und die doch auch durchaus positiv zu bewertende Arbeit manch eines Heimes, nicht zuletzt desjenigen für welches er jahrzehntelang selbst verantwortlich war, eingeht, und so das Büchlein einen eher etwas düsteren Eindruck vermittelt.

Da sich das Büchlein in erster Linie als Ratschlag versteht, ist es schon die Frage, ob sich die Idealprinzipien des Autors mit den Möglichkeiten der Menschen der heutigen Zeit zur Deckung bringen lassen, was ich bezweifle, und zwar gar nicht nur, weil die Idealprinzipien des Autors falsch sind, oder die Möglichkeiten der heutigen jungen Familien oder Teilfamilien zu gering wären (Arbeitslosigkeit, Mietpreise, unreife Persönlichkeit).

Besonders in den Kapiteln 2 und 3 „rechnet“ der Autor mit den „Elementen der Anstalt“ (sparsam, streng, abgeschlossene homogene Abteilungen) ab und prangert vor allen Dingen das „Erzeugen“ der Anstaltskinder durch die Anstalt selbst, die Tatsache also, daß man Anstaltskinder „verwahrlost hatte“ an. Gleichwohl ein ergreifendes Plädoyer und eine erschütternde Anklage, fehlt dem Rezensenten auf weiten Strecken der Arbeit *Mehringers* der Bezug zum Heute. Erst in Kapitel 6 findet er dann diesen Bezug, wenn er darüber berichtet, wie Adoptiv- und Pflegeeltern oft mit schwierigen Kindern überfordert sind. Eine Tatsache, die auch aus unserer Erfahrung heraus als gegenwärtig sehr häufig zu bezeichnen ist.

Die Fallbeispiele aus Kapitel 7 haben insbesondere ihren Wert darin, daß man als Berater oder Erzieher einmal die Gelegenheit hat, die Lebenswege und Entwicklungen der Kinder und Klienten über mehr als eine Generation hinweg im Sinne einer Katamnese betrachten, bzw. verfolgen kann. Im weiteren Kapitel stellt sich der Autor dann in Übereinstimmung mit den „Erfindern“ der Deprivationssyndrome, setzt sich mit Wahrnehmungspsychologien auseinander und nähert sich in Kapitel 9 einerseits modernen und ökopyschologischen Fragestellungen,

wie auch andererseits analytischen und philosophischen Überlegungen zum Thema ‚humanitärer Fortschritt‘.

Der eingangs bereits erwähnte mangelnde Aktualitätsbezug bzw. Auseinandersetzung mit den heutigen aktuellen Gegebenheiten zeigt sich dann wieder im Zusammenhang mit den Ausführungen über die Berufstätigkeit der Mutter und der Betrachtung der „Hilfsmöglichkeiten“ denen sich Mütter (z.B. Großeltern, Nachbarn, Freunde, öffentliche Hilfseinrichtungen) bedienen könnten. Und es erhebt sich in diesem Zusammenhang schon die Frage, ob eine ungeschickte Betreuung von Kindern durch die vorgeschlagenen sozialen Netzwerke nicht ebenfalls Deprivationskonsequenzen nach sich ziehen und ob diese so viel günstiger als die Möglichkeit, die Heime haben, sind. Gleichwohl manche Großeltern das Aufwachsen von ihren Enkelkindern gerne um sich herum erleben, vernachlässigt der Autor Überlegungen dahingehend, was dieses für die Mutter für Abhängigkeiten mit sich bringt, was sich doch wohl letztlich wieder negativ auf das Kind auswirkt.

Eine gewisse Unausgewogenheit zwischen Darstellung der Schwächen unserer Gesellschaft im Umgang mit kleinen Kindern und Aufweisung von Ratschlägen, durchzieht das kleine Buch im Sinne einer Überbetonung alles Schwierigen. Diese ändert sich in den abschließenden Kapiteln, wo der Autor durchaus praktikable und lesenswerte Anregungen zur Behebung von Defiziten in der Aufklärung junger Eltern mittels Ausführung von langjährigen Erfahrungen darstellt.

Insgesamt eine eher „deprivierende Arbeit“, ein Resümee von Mangelzuständen im Umgang mit kleinen Kindern, aber auch deutlich spürbar das große Engagement, das Lebenswerk.

Markus Büchler, Ravensburg

*Eichlseder, W. (1985): Unkonzentriert – Hilfen für hyperaktive Kinder und ihre Eltern. München: Bucher-Verlag 190 Seiten, DM 19,80.*

Im Klappentext zu diesem Buch von *Walter Eichlseder* wird angekündigt, daß der Autor neben zahlreichen Fallstudien und Informationen über Natur, Ursachen und Entwicklungsformen des hyperkinetischen Syndroms auch konkrete Angaben über taugliche therapeutische Maßnahmen machen will. *Eichlseder*, ein erfahrener Kinderarzt, beschreibt anhand von Fallstudien aus der eigenen Praxis die Erscheinungsformen der – wie er es nennt – ADS (Aufmerksamkeits-Defizit-Störung) und analysiert ein „psychopathologisches Substrat“ und ein „psychophysiologisches Substrat“. Er weist hin auf den engen Zusammenhang zwischen ADS und Lernstörungen, Aggressivität, mangelhafter Selbstkontrolle und „falscher Verarbeitung von Informationen aus dem sozialen Umfeld“. So umfangreich *Eichlseders* Darstellung der mit ADS in Verbindung stehenden Defizite und Auffälligkeiten ist, machen den fachkundigen Leser Sätze wie: „Recht gut kaschiert pflegt sich die wahre Natur eines hyperaktiven Kindes besonders dann zu verbergen, wenn es sehr intelligent und charmant ist und noch dazu gut aussieht“ doch stutzig. Zur Ursachendiskussion nennt *Eichlseder* vor allem den psychophysiologischen Bedingungskomplex: eine nicht angemessene Konzentration der Neurotransmitter Dopamin und Noradrenalin im Synapsenspalt „erzeugt“ die Verhaltensstörung. So wird dann auch im zweiten – therapeutisch orientierten – Teil des Buches eine medikamentöse Behandlung des hyperaktiven Kindes mit Stimulanzien empfohlen und der Erfolg der Medikamentierung anhand von Schriftproben (vorher – nachher) belegt.

*Eichlseders* einseitige Betonung endogener Faktoren bei der Entstehung von Verhaltensstörungen kann durchaus akzeptiert

werden als Beitrag zu einer (Fach-)Diskussion, in der es auch prononciert lerntheoretisch orientierte Positionen gibt. Unverständlich ist, daß ausgerechnet die „Ratschläge für die Eltern“ am Schluß des Buches *Eichlseders* Arbeit zu einer recht engstirnigen Kampfschrift machen. Da das Wissen um ADS „in die Lehrpläne der Psychologie und Sozialwissenschaften noch kaum Eingang gefunden“ hat, warnt *Eichlseder* betroffene Eltern vor „Besserwissen“. Er lehnt Klinikaufenthalte rundherum ab und behauptet, daß man mit der Stimulanztherapie „mit einem Schlag innerhalb einer Woche zehn bis zwanzig verschiedene Verhalten ändern“ kann.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, daß *Eichlseder* sicherlich keinen Beitrag zur Weiterentwicklung interdisziplinärer bzw. integrativer Therapieformen für verhaltensgestörte Kinder bietet. Sein Buch gehört vor allem nicht in die Hände ratsuchender Eltern, die evtl. nicht in der Lage sind, Sachinformationen von einseitiger Fachpolemik klar zu trennen und die in einer Medikamentierung das Allheilmittel gegen die Verhaltensstörungen des Kindes sehen.

Michael Grand, Wolfshagen

*Rahn, H. (1985): Talente finden – Talente fördern. Die Bundessieger im Bundeswettbewerb Mathematik 1971–1983. Göttingen: Hogrefe; 137 Seiten, DM 28,-.*

Wie sich bei der 6. Weltkonferenz über hochbegabte und talentierte Kinder im August 1985 in Hamburg zeigte, wird zur Zeit zumindest in der Bundesrepublik Deutschland viel über hochbegabte Kinder und Jugendliche spekuliert, theoretisiert und polemisiert. In dieser Situation gewinnen empirische Untersuchungen zu bestimmten Bereichen der Hochbegabtenförderung besondere Bedeutung. Der Autor hat bei 147 von 158 Bundessiegern im Bundeswettbewerb Mathematik der Jahre 1971 bis 1983 die Schulzeit, die Wettbewerbsteilnahme, die Quellen der Leistungsmotivation, die Entwicklung im Studium und im Beruf untersucht und ausgewertet. Als Untersuchungsinstrumente dienten keine Tests, sondern Erhebungsbögen, persönliche Gespräche und Interviews.

Die Erfahrungen mit jungen Mathematikern zeigen, daß Begabung ein vielfach vernetztes Phänomen ist, welches auf vielschichtige Einflüsse zurückgeht: Erbanlagen, Erziehung im Elternhaus, Erfahrungen in der Schule, anregende oder ermutigende Begegnungen mit Lehrern, Umgang mit Gleichaltrigen, ein optimistischer oder resignativer Zeitgeist, ein herausragender, aktiver Gestaltungswille des Individuums, der auf Unbekanntes neugierig macht, der sich an ungelösten Aufgaben festbeißt und die Umwelt aktiv verändern will. *Hartmut Rahn* kommt zu dem Schluß, daß die vielfach diskutierte Frage nach dem Anlage-Umwelt-Komplex gar nicht im Mittelpunkt der Begabtenförderung stehen sollte. Die Menschen lassen sich nicht als Produkt von Erbanlage und Umwelt interpretieren. Hochbegabte suchen nach eigenen Betätigungsfeldern, erbringen freiwillig Hochleistungen, zeigen Eigeninitiative, entwickeln persönliche Interessen und Neigungen und weisen ein vitales Gestaltungsbedürfnis auf. *Rahn* schreibt: „Solche Faktoren sind nicht in Schulnoten, Intelligenzquotienten, Prüfungszeugnissen und anderen Meßverfahren faßbar. Sie bedürfen einer anderen Betrachtungsebene: der individuellen Verhaltensbeobachtung, der Bewertung freiwillig erbrachter Leistungen und der Beachtung individuell entwickelter und verfolgter Interessen.“ Daher mißt diese Stufe auch den Einzelfallbeschreibungen besondere Bedeutung zu.

Da Hochbegabte nach eigenen Betätigungsfeldern und neuen Gestaltungsmöglichkeiten suchen, kommt den außerschulischen Interessen und Erfahrungen eine besondere Bedeutung zu. Die Freizeitpädagogik gewinnt aus der Sicht der Hochbegabtenförderung einen neuen Stellenwert. Art, Auswahl, Intensität und Zeitnutzung bei außerschulischen Beschäftigungen geben Aufschlüsse über Persönlichkeit, Begabung, Niveau und Gestaltungswillen der Heranwachsenden. Antrieb, Entscheidungsfähigkeit, Gestaltungskraft, Interessenausrichtung, das Sich-lösen-können von Konventionen und Denkschemata, die Fähigkeit, komplexe Erfahrungen zu machen, Hindernisse zu überwinden und Niederlagen zu ertragen sind Persönlichkeitszüge, die bei Begabten in außerschulischen Aktivitäten hervortreten. Solche Freizeitbeschäftigungen geben Aufschluß über Durchhaltevermögen und Ausdauer, Konzentration und Entscheidungsfähigkeit und über das Ausmaß, in dem der Heranwachsende Anregungen seiner Umwelt aufgreift oder unbeachtet läßt. Eine wichtige Aufgabe der Schule ist es dabei, den Jugendlichen Impulse und Anregungen für diese produktive Freizeitgestaltung zu geben. Mehr als 60% der Bundessieger hatten ein, zwei oder drei Interessenschwerpunkte, mehr als 20% sogar vier, fünf oder sechs weitere Interessengebiete.

Nachfolgend sollen noch einige Ergebnisse der Studie zusammenfassend referiert werden, die insbesondere aus der Sicht des Bildungs- und Erziehungsauftrages der Schule bei der Förderung begabter Kinder wichtig sind.

Man kann bei den untersuchten Bundessiegern des Bundeswettbewerbs Mathematik nicht von einseitigen „Spitzenmathematikern“ sprechen. Rund 60% der Bundessieger zeigten im Abitur Leistungen, die ihnen die Aufnahme eines Medizinstudiums oder die Wahl eines anderen Numerus-clausus-Faches erlaubt hätten. Mehr als 80% der Bundessieger beteiligten sich zwischen zwei- und siebenmal an dem Bundeswettbewerb Mathematik. Daraus kann auf Durchhaltevermögen, Zähigkeit bei der Verfolgung eigener Interessen und auf Erfolgszuversicht bei Niederlagen geschlossen werden. Bei annähernd der Hälfte der Schüler bestand das Interesse an der Mathematik bereits lange vor der Teilnahme am Wettbewerb. Bei knapp einem Viertel wurde die Teilnahme am Wettbewerb durch die Schule angeregt. Die Jugendlichen berichten, daß ihre mathematischen Interessen oft bis in die Grundschulzeit zurückreichen. Während der Schullaufbahn kommt der Gymnasialzeit für die Anregung der mathematisch hochbegabten Schüler eine besondere Bedeutung zu. *Hartmut Rahn* führt hierzu aus:

„Talent, Interesse und Leistungsmotivation ... können und werden in der Gymnasialzeit entscheidend beeinflusst, wenn Lehrer sich ein offenes Auge für erste Anzeichen begabten Verhaltens bewahren und wenn sie junge Menschen aktiv ansprechen und anregen, statt sie als vorlaute Störenfriede zu betrachten. Wie außerordentlich früh sich mathematische Talente gelegentlich „entwickeln“ lassen, geht aus den meisten Altersangaben hervor, die eine erste ernsthafte Auseinandersetzung mit mathematischen Problemen in die Zeit der 7. bis 9. Klasse legen“ (S.39).

Versteht man Begabungsentfaltung als einen Prozeß, so benötigt dieser immer wieder Gestaltungsimpulse. Diese Impulse und Anregungen zum Knobeln, zum Weiterdenken, zum Vorstoßen in geistiges Neuland können von faszinierenden Lehrerpersönlichkeiten und gleichgesinnten Mitschülern ausgehen. Ein ebenso starker Anreiz geht von den Problemstellungen und mathematischen Aufgaben aus, die produktives Denken anregen. Ungelöste Aufgaben üben auf begabte Schüler eine besondere Faszination aus. Weitere Impulse zur Beteiligung am mathematischen Wettbewerb können sein: der Test der eigenen Fähigkeiten, der Wunsch nach Selbstbestätigung, die Befriedigung des

sachorientierten Ehrgeizes, der Wunsch nach einem inhaltlich bestimmten Ziel, der Wunsch nach Kontakt mit Gleichgesinnten, die Freude an eleganten Problemlösungen und der Schönheit mathematischer Strukturen. Wie bereits erwähnt wurde, kommt auch einer geachteten und durch Fachkompetenz faszinierenden Lehrerpersönlichkeit für die Motivation der Schüler große Bedeutung zu.

Pädagogisch und psychologisch aufschlußreich sind die sieben abgedruckten „Selbstberichte“ ausgewählter Bundessieger im Bundeswettbewerb Mathematik. Diesen Selbstberichten mißt der Autor besondere Bedeutung zu. In ihnen zeigt sich die Einmaligkeit am Einzelschicksal dieser jungen Menschen. Die Einzelberichte belegen überzeugend, daß Begabungsentfaltung letztlich „eine nicht wiederholbare Kombination von Erbanlagen, Einflüssen des Elternhauses, der Schule oder der Freunde“ ist. Begabungsentwicklung ist das Zusammenwirken von Dispositionen und Anregungen im richtigen Augenblick. Dazu gehört die Begegnung mit anregenden und herausfordernden Persönlichkeiten. Das Selbstkonzept, der Gestaltungswille, die Erfolgszuversicht, die Faszination durch das Neue und Unbekannte sind pädagogisch nicht planbar und vorhersehbar. Lehrer und Erzieher können letztlich nur Hebammendienste bei der Begabungsentwicklung leisten.

Die vorliegende Studie ist pädagogisch besonders wertvoll, weil sie einerseits viele Anregungen zur Förderung hochbegabter Schüler im Bereich Mathematik enthält und weil sie andererseits die Grenzen aufweist, die sowohl von der Schule als auch von den jungen Menschen ausgehen. Darüber hinaus trägt die Untersuchung maßgeblich zum besseren Verstehen hochbegabter Schüler bei. Für die Begabtenpädagogik wäre es hilfreich und zu wünschen, wenn ähnliche Analysen zu weiteren Bundeswettbewerben im naturwissenschaftlich-technischen und sprachlichen Bereich erarbeitet werden könnten.

G. Kleinschmidt, Leonberg-Ramtel

*Briel, R./Mörsberger, H. (1985): Kinder brauchen Horte. Bestandsaufnahme – Praxisbeispiele – Perspektiven. Freiburg: Lambertus; 352 Seiten, DM 24,-.*

„Im Vergleich zum Kindergarten stellt der Hort heute wie in der Vergangenheit ein Stiefkind dar“ (S. 11), das gilt – für Außenstehende erstaunlicherweise – sowohl für die Träger dieses Tagesstättenangebots für die 6–12-Jährigen als auch für die breite Öffentlichkeit und insbesondere für die bedeutendere Institution öffentlicher Erziehung: die Schule.

Hort, das hat immer noch den Beigeschmack von sozial Schwachen, aus Not oder Egoismus berufstätigen Müttern, alleinerziehenden Eltern, ausländischen Arbeitnehmern und anderen Randgruppen. Hort, das ist etwas für die Kinder der anderen, die sonst kein warmes Essen bekämen, auf der Straße rumlungern müßten und ihre Hausaufgaben nicht machten. Horterziehung hat immer noch den Geruch von Fürsorge und Armenhilfe.

Mit welchen Vorurteilen auf der einen und gleichzeitig mit welch hohen Erwartungen auf der anderen Seite Horterzieher und -erzieherinnen heutzutage ständig konfrontiert sind, unter welch schlechten – hauptsächlich auch materiell unzureichenden – Bedingungen sie ihre tägliche Arbeit verrichten müssen und wieviel engagierte und eigenständige pädagogische Arbeit sie tatsächlich leisten, macht dieser Sammelband auf eindrucksvolle Weise deutlich, der die Dokumentation der Tagung „Hort '83“ des Zentralverbandes katholischer Kindergärten und Horte Deutschlands e. V. in Koblenz ist.

Das eng gedruckte und komprimiert geschriebene Buch versucht, die in den verschiedenen Veranstaltungsteilen des Kongresses vorgetragenen und eingebrachten Analysen und Sichtweisen, Erfahrungen und Bewertungen sowie die daraus erwachsenen Schlußfolgerungen und Perspektiven aufzugreifen und durch Überarbeitung und Systematisierung so aufzubereiten, daß daraus eine umfassende Darstellung der Hortarbeit heute wird.

Neben eher grundlegenden Artikeln zur heutigen Lebenssituation 6–12-jähriger Schulkinder, ihrer psychischen und sozialen Entwicklung und ihren – im Gegensatz zur frühen Kindheit und dem späteren Jugendalter bisher wenig beachteten – Anforderungen an die Pädagogik enthält der vorliegende Band eine Fülle von Praxisbeispielen aus der Hortarbeit und gibt einen beeindruckenden Einblick in die vielfältigen Erfahrungen der Fachkräfte aus diesen Einrichtungen.

Die bloße Kongreßdokumentation ist dabei durch Statistiken und Regularien, praktische Tips und Hinweise zur Durchführung konkreter Vorhaben, Literatur-, Quellen- und Anschriften-Angaben höchst informativ angereichert worden. Gleichzeitig mit dieser Bestandsaufnahme ist der Versuch gemacht worden, angesichts gegenwärtiger Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen auf manifeste sozial- und jugendpolitische sowie pädagogische und sozialisatorische Defizite hinzuweisen und daraus vor allem für den Hort zu ziehende Konsequenzen in Forderungen zu kleiden.

Waren es vor 100 Jahren ausschließlich Kinder aus sozial- und finanzschwachen Familien, die den Hort besuchten, so hat sich das Bild in bezug auf die soziale Herkunft der den Hort besuchenden Kinder inzwischen an vielen Orten geändert – obgleich es natürlich den Hort gerade in sozialen Brennpunkten als bedeutsames Angebot mit seinen besonderen Aufgaben und Problemen nach wie vor gibt. In vielen Horten finden sich aber mittlerweile Kinder aller sozialen Schichten. Der Hort ist hier nicht Ersatz, sondern hat eine echte familienergänzende, freizeitgestaltende und schulbegleitende Funktion. In dieser Eigenschaft kommt dem Hort eine integrierende Aufgabe von hohem Rang zu. Unabdingbar für eine solche Arbeit ist die Schaffung von Rahmenbedingungen, die die tatsächliche Wahrnehmung dieser Aufgaben auch ermöglichen: der Hort nicht nur als Reparaturbetrieb für Elternhaus und Schule, sondern als eigenständige Institution. Dazu gehören ausreichende finanzielle Mittel, geeignete Räume und ihre Gestaltung, Außenanlagen auf die Bedürfnisse nach Spiel und Sport älterer Schülerinnen und Schüler zugeschnitten, Öffnung des Hortes nach außen, Verbindung mit offener Kinder- und Jugendarbeit, besondere, flexible Angebote für 12–16-Jährige, Stärkung des Selbstverständnisses der Horterzieherinnen und -erzieher, z. B. durch Verbesserung ihrer Aus- und Fortbildungsmöglichkeiten, Verstärkung der Kontakte zu Elternhaus und Schule und anderen Institutionen wie Erziehungsberatungsstellen, Freizeitheimen, Sportvereinen u. a. und mehr Öffentlichkeitsarbeit.

Als besonderes, meist ungelöstes oder unbefriedigend gelöstes Problem wird in allen Praxisberichten und Forderungen die Beziehung zwischen Hort und Schule deutlich. Die Freiräume, die der Hort für eigene pädagogische Konzeptionen oder für Freizeitgestaltung beansprucht, sind durch den für die Erledigung der Hausaufgaben erforderlichen Zeitaufwand z. T. erheblich reduziert. Darüber hinaus wird vom Hort oft genug unbesonnen auch noch die Bewältigung besonderer Schulprobleme durch Nachhilfe im Leistungsbereich oder therapieähnliche Angebote bei Verhaltensauffälligkeiten erwartet. Hiermit sind die Horterzieher und -erzieherinnen in aller Regel weit überfordert. Die Berührungsängste und das Mißtrauen zwischen Hort und Schule sind in allen Bereichen zu spüren. Eine kontinuierliche



Zusammenarbeit zwischen Lehrkräften und Horterzieherinnen und -erziehern, in die auch die Eltern einbezogen werden und deren Voraussetzung zunächst das gegenseitige Kennenlernen und Akzeptieren eines jeweils eigenen erzieherischen Anspruchs sein muß, findet noch viel zu selten statt. Auch hierzu gibt das Buch konkrete Anregungen und berichtet über gelungene und nachahmenswerte Annäherungsversuche.

Die vorliegende Dokumentation kann nicht nur als aktuelles Nachschlagewerk für Hortkräfte empfohlen werden, sondern gerade auch für Lehrerinnen und Lehrer – und andere in und für Schule Tätige –, denen sie einen Einblick in die für die meisten von ihnen bisher fernliegende und unbekannte Probleme und Ziele der Horterziehung geben kann. Die Lektüre kann zum Anstoß werden, sich verstärkt mit den „Hortkindern“ in der eigenen Klasse oder Schule zu beschäftigen und die Annäherung an die anderen Erziehungspartner zu suchen.

Rosemarie Portmann, Wiesbaden

*Burkhardt, H., Krech, R. (1985): Aggression und geistige Behinderung. Probleme fremd- und selbst-aggressiven Verhaltens.* Berlin: Marhold; 321 Seiten, DM 34,-.

Jeder, der therapeutisch oder pädagogisch mit geistig behinderten Menschen arbeitet, kennt die großen Probleme, die sich durch ein hohes Ausmaß an aggressivem und selbstverletzendem Verhalten für erzieherische und rehabilitative Anstrengungen ergeben und die eine soziale Integration dieser Personen in ihrer Lebensumwelt zusätzlich erschweren.

Die vorliegende Monographie untersucht den Stand psychologischer Theorieansätze (Psychoanalyse, Frustrations-Aggressions-Modell, Lern- und Konditionierungskonzepte) zur Erklärung dieser oft bizarren Verhaltensmuster und stellt repräsentative, vorwiegend experimentelle Studien zur überwiegend verhaltenstherapeutisch orientierten Behandlung dieser Verhaltensstörung bei Retardierten vor, die jedoch, wie die Autoren betonen, lediglich orientierenden Wert haben sollen.

Die der Untersuchung zugrunde gelegte Konzeption von fremd- und selbstaggressivem Verhalten „daß ein Individuum oder eine Gruppe von Individuen schädigende Reize an seine Umwelt oder gegen sich selbst austeilt“ (S. 10) bedingt die etwas einseitige, aber für den Stand der Geistigbehindertenpädagogik durchaus typische Favourisierung von Konditionierungsmethoden. Bei ihrer Darstellung der psychoanalytischen Aggressionstheorien beziehen sich die Autoren stark auf das Konzept des „delinquenten Ich“ bei Redl und Wineman, leider ohne den potentiellen therapeutischen Ertrag der daraus sich ergebenden psychopädagogischen Methoden auch bei Geistigbehinderten näher zu sondieren. Im Zusammenhang der lerntheoretischen Zugangsweise zum Problem aggressiven Verhaltens bleiben sie bei der Theorie des Modelllernens stehen, ohne zur Kenntnis genommen zu haben, daß Bandura sein Modell inzwischen zu einer Theorie der Selbstwirksamkeit ausdifferenziert hat, in der die Betonung selbstreferentieller Kognitionen interessante Perspektiven auf das Verhalten und die Verhaltenstherapie Geistigbehinderter eröffnet hat. Erfreulich ist ihre klare Stellungnahme zum Einsatz aversiver Verhaltenskontrolle, den sie we-

gen der nachweislichen Verfügbarkeit wirksamer Alternativverfahren „unter keinen Umständen für akzeptabel halten“ (S. 306). Unter dem Begriff der „Umwelt-Strukturierungsmethoden“ referieren die Autoren eine Studie, in der es gelang, hyperaggressives Verhalten schwer retardierter Anstaltsbewohner signifikant zu reduzieren, indem ihre Lebensumwelt humaner gestaltet wurde (kleinere, behaglichere Wohneinheiten, verstärkte erzieherische Zuwendung). Dieser Ansatz demonstriert sehr deutlich, daß man im Umgang mit aggressivem und selbstschädigendem Verhalten Geistigbehinderter nicht eindimensional nur auf psycho- oder verhaltenstherapeutische Methoden setzen, sondern auch ökopsychologische Überlegungen mit einbeziehen sollte. Das Buch von Burkhardt und Krech liefert dem Praktiker viele wertvolle Denk- und Handlungsimpulse angesichts eines bedrängenden Erziehungsproblems.

Dieter Gröschke, Münster

#### Zur Rezension können bei der Redaktion angefordert werden:

- Fichter, M.-M. (1985): *Magersucht und Bulimia. Empirische Untersuchungen zur Epidemiologie, Symptomatologie, Nosologie und zum Verlauf.* Berlin: Springer; 315 Seiten, DM 148,-.
- Gierlatzek, B. (1985): *Entwicklungspsychologische Experimente zur Urteilsstabilität.* Königstein: Verlag Anton Hain; 188 Seiten, DM 44,-.
- Gruen, A. (1986): *Der Verrat am Selbst* (Originalausg. 1984). München: dtv; 181 Seiten, DM 9,80.
- Kaschka, W. P. (1985): *Klinisch-immunologische Untersuchungen bei neuropsychiatrischen Erkrankungen.* Stuttgart: Thieme; 150 Seiten, DM 33,-.
- Loch, W. (1986): *Perspektiven der Psychoanalyse.* Stuttgart: Hirzel; 296 Seiten, DM 39,-.
- Mallet, C.-H. (1985): *Das Einhorn bin ich. Das Bild des Menschen im Märchen* (Originalausg. 1982). München: dtv; 169 Seiten, DM 9,80.
- Mertens, W. (1986): *Psychoanalyse.* 2. verbesserte Aufl. Stuttgart: Kohlhammer; 233 Seiten, DM 20,-.
- Remschmidt, H., Schmidt, M. H. (Hrsg.) (1985): *Therapieevaluation in der Kinder- und Jugendpsychiatrie.* Stuttgart: Enke; 192 Seiten, DM 48,-.
- Thomä, H., Kächele, H. (1985): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie; Bd. 1: Grundlagen.* Berlin: Springer; 419 Seiten, DM 78,-.
- Wiedl, K. H. (Hrsg.) (1985): *Rehabilitationspsychologie.* Stuttgart: Kohlhammer; 242 Seiten, DM 59,80.